

Volkswacht

Die Volkswacht erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Bezugspreis einschließlich der illustrierten Beilagen „Die neue Welt“ und „Für unsere Frauen“ monatlich 75 Pfg., vierteljährlich 2,25 Mk., einschließlich Trägertlohn. In den Abonnementen monatlich 60 Pfg. Durch die Post bezogen vierteljährlich 2,25 Mk., einschließlich Bestellgeld, Einzelnummer 5 Pfg.

Anzeigenpreise:
Die 6 gespaltene Zeile 20 Pfg., für auswärts 30 Pfg., die 3 gespaltene Zeile 10 Pfg., die 2 gespaltene Zeile 5 Pfg., die 1 gespaltene Zeile 2 Pfg. Anzeigen mit Platzbestimmung werden besonders berechnet. Bei Wiederholungen Rabatt laut Tarif

Organ für die werktätige Bevölkerung der Provinz Westpreußen

Redaktion und Expedition: Paradiesgasse Nr. 32
Publications-Organ der Freien Gewerkschaften
Telephon für Redaktion und Expedition 3290
Beilagen: Die neue Welt, illustriertes Unterhaltungsblatt
Für unsere Frauen mit illustrierter Modenzeitung

Nr. 113 Danzig, Donnerstag den 16. Juli 1914 5. Jahrgang

Neue Steuern in Sicht

Von J. Karski.

In versteckter Stelle der Berliner Politischen Nachrichten, einer Abzählungsliste für offiziöse Meldungen, die man nach Bedarf anerkennen und ableugnen kann, tut die preussische Regierung kund und zu wissen, daß der „Wehrbeitrag“ in Preußen nur 603 Millionen Mark einbringen wird. Die Kopfzahl der Bevölkerung Preußens zu jener des Reiches steht im Verhältnis von 40 zu 65. Wenn also die Steuerbeträge pro Kopf in den übrigen Ländern ebensoviel ergeben wie in Preußen, würde der Wehrbeitrag im ganzen Reich nicht ganz 980 Millionen Mark einbringen, die erhoffte Milliarde würde also nicht erreicht. Nun ist aber zu beachten, daß infolge der kapitalistischen Entwicklung Preußen relativ kapitalkräftiger ist als die meisten übrigen Bundesstaaten. Entspricht also die Ziffer von 603 Millionen Mark für Preußen der Wirklichkeit, dann ist ziemlich sicher, daß erheblich mehr als 20 Millionen an der Milliarde fehlen werden.

In der bürgerlichen Presse ist bereits der niedliche Familienant im Schwunge, wer von den opferwütigen Patrioten am meisten bei den Steuereinsparungen gemogelt hat. Das Berliner Tageblatt prokt damit, daß die fünfzig deutschen Großstädte jedenfalls annähernd eine halbe Milliarde aufzubringen haben, obwohl sie nur 14 Millionen Einwohner zählen. Als wenn das etwas Erstaunliches wäre! Der Wehrbeitrag ist von den Reichen zu entrichten. In den Großstädten wird nun von den Proletariern sicher viel Mehrwert geschaffen, den die Kapitalisten an sich raffen. Aber außerdem sind die Großstädte der Wohnsitz der privaten Kapitalisten und der Aktiengesellschaften, für die Millionen von Proletariern auch in den Grubendistrikten, in kleinen Städten und auf dem flachen Lande sich abrackern. Der Schweiß der Heimarbeiter in den Dörfern Thüringens wird in den Großstädten zu Gold gemünzt. Hier ist auch der Sitz der Banken und der Wucherer, die die Handwerker, Krämer und Bauern auszupressen und schließlich haben auch viele Großgrundbesitzer ihren Wohnsitz in den Städten. Da also in den Großstädten sich der Reichtum häuft, den die Arbeit des ganzen Landes schafft, so muß natürlich hier auch diese Steuer am reichsten fließen. Das illustriert nur von neuem die Wahrheit, die der belgische Dichter Verhaeren ergreifend in seinen Gedichten über die Großstadtpolypen sagt: „Das Land ist öd und stich, die Stadt verflucht das Land“. — Daß die Großgrundbesitzer durch die Vermögenserhöhung der bürgerlichen Parteien die Möglichkeit erhielten, sich im hohen Grade von der Steuer zu drücken, versteht sich am Rande. — Die agrarische Presse wiederum wartet mit der Tatsache auf, daß das „mobile Kapital“ alle Schliche benütze, um dem Steuereinnahmer zu entfliehen. Also — Steuerdrückheberger hüben wie drüben. Wir halten es mit Heines Donna Blanka und ihrem Urteil über Rabbi und Mönch.

Aber die Sache hat viel ernstere Bedeutung, denn der geringe Ertrag des „Wehrbeitrages“ legt die Gefahr nahe, daß die arbeitenden Massen in weit höherem Maße die Lasten der letzten Heeresvermehrung zu spüren bekommen werden, als vielfach geglaubt wurde. Es ging bekanntlich das schöne Spiel des „Nationalen Opfers“ in Szene: die Reichen sollten den Wehrbeitrag zahlen zur Deckung der einmaligen Ausgaben für Festungs- und Kasernenbauten, Geschütze, Gewehre und sonstigen Heeresbedarf. Die dauernden Ausgaben, die entstehen, weil die vergößerte Armee unterhalten sein will, sollten gedeckt werden zum Teil durch die Vermögenszuwachssteuer, zum Teil durch Beibehaltung der hohen Sätze der Zuckersteuer, zum Teil durch Stempelabgaben, die auf die arbeitenden Massen abgewälzt werden. Aber als sie im Juni vorigen Jahres diese tolle Steuermache in dem bewilligungswilligen Reichstage durchgepeitscht wurde, war es bereits klar, daß von einer Deckung der neuen Ausgaben keine Rede ist. Die einmaligen Ausgaben waren „annähernd“ auf eine Milliarde veranschlagt und so viel sollte der Wehrbeitrag liefern. Aber mit der Deckung der dauernden Ausgaben hapert es: aufzubringen sind jährlich 186 Millionen; die neuen Quellen — Vermögenszuwachssteuer, Stempelsteuern und Beibehaltung der hohen Zuckersteuer, deren Herabsetzung wiederholt beschlossen war — ergeben bei sehr optimistischer Schätzung nur 131 Millionen, 55 Millionen pro Jahr bleiben ungedeckt. Herr Kühn, der Schatzsekretär, tat aber sehr zuverlässig: es werden halt die Einnahmen aus den Zöllen und indirekten Steuern wachsen. Außerdem wurde kalkuliert, daß der Wehrbeitrag mehr bringen würde, als zur Deckung der einmaligen Ausgaben notwendig ist und mit diesem Ueberschuß würde man dann für die nächsten Jahre wenigstens das Defizit stopfen. Nachträglich wurde dann noch das tolle Stück geleistet, daß die Einführung der Vermögenszuwachssteuer auf ein Jahr hinausgeschoben wurde, was einen Einnahmeaus-

fall von 100 Millionen Mark bedeutet. Die Reichstagsmehrheit meinte, und die Regierung stimmte bei, daß das Geld halt auch aus dem Ueberschuß des Wehrbeitrages über die einmaligen Ausgaben gewonnen werden soll. — Diese Milchmädchenrechnung ist also jetzt hin: der Topf liegt am Boden! Es wird fraglich, ob die einmaligen Ausgaben gedeckt werden, von Ueberschuß ist nicht mehr die Rede.

Man darf aber nicht vergessen, daß ohnehin die Reichsfinanzen in verzweifeltstem Zustande sind. 1909 wurden durch die ungeheuerliche Brandschöpfung der Bevölkerung mit neuen indirekten Steuern auf einen Schlag neue Reichseinnahmen im Betrage von nahezu einer halben Milliarde Mark geschaffen. Trotzdem war auch in der Zeit der Hochkonjunktur der Etat nur mit Ach und Krach zu bilanzieren. Nur das Jahr 1911 ergab einen Ueberschuß der Einnahmen über den Voranschlag. Von Schuldentilgung, die 1909 festerlich versprochen wurde, war nicht mehr die Rede, sondern es wurden jahraus, jahrein neue Schulden gemacht. Jetzt aber steht die Sache so: das am 31. März abgelaufene Rechnungsjahr 1913-1914 wird ein starkes Defizit ergeben, denn die Krise hat bewirkt, daß die Einnahmen aus Steuern und Zöllen weit hinter dem Voranschlag zurückbleiben. Es dürfte sich da um 80 bis 100 Millionen Mark handeln. In dem Etat für das laufende Jahr 1914-1915 ist die Krise aber ebenfalls nicht genügend berücksichtigt, auch hier kauft ein Defizitloch. Dabei ist die Bilanzierung nur gelungen, indem man die noch verbleibenden zufälligen Ueberschüsse von 1911 zur Deckung der laufenden Einnahmen verwendete. Das Resultat ist also: das Reich kann die regelmäßigen Ausgaben nicht durch die regelmäßigen Einnahmen decken. Die Heeresvermehrung aber bedingt neue Mehrausgaben, für die ausreichende Deckung nicht geschaffen wurde. Ueberdies droht ein weiteres Defizit, weil die einmaligen Ausgaben durch den Wehrbeitrag wahrscheinlich nicht gedeckt werden.

Dieser Lauf der Dinge war vorauszusehen. Leider wurde selbst in unseren Reihen, wie der Verlauf der Steuerdebatte auf dem letzten Parteitage zeigt, der Ernst der Lage nicht genügend gewürdigt. Desto mehr gut es jetzt für die arbeitenden Massen auf der Hut zu sein und sich nicht überumpeln zu lassen. Alles deutet darauf hin, daß Regierung und bürgerliche Parteien alles daran setzen werden, um nachträglich die Lasten der wahnwichtigen Heeresvermehrung diesen Massen aufzubürden. Man kündigt eine neue „Finanzreform“ an und versteht darunter nichts weiter als neue Brandschöpfung der Volksmassen, ohne auch nur im geringsten an die Einschränkung der Ausgaben zu denken. Welche Pläne man dabei immer aushecken mag, so sicher doch ist, daß die Massen dabei bluten sollen, daß es sich um neue indirekte Steuern und Staatsmonopole handelt, denn daß bei dem gegenwärtigen Reichstage wirksame direkte Steuern undenkbar sind, darüber kann kein Zweifel bestehen.

So bleibt die Stellung der Partei zu den Steuern und der Finanzwirtschaft eine überaus aktuelle Frage und es zeigt sich, daß die Lösung nur zu suchen ist in der alten bewährten Taktik und der Programmforderung: Erlegung der indirekten durch direkte Steuern, keine Bewilligung selbst rationaler Steuern für Zwecke, die dem Volkswohl zuwiderlaufen.

„Wie die Kosaken in den Straßen von Petersburg“

Am Freitag beginnt vor der I. Strafkammer des Landgerichts in Kiel die Hauptverhandlung gegen die Genossen J. Karski und Karl König wegen Beleidigung unseres Kriegsheeres. Es ist das eine Erinnerung an die Heldentaten von Zabern. Dort sind bekanntlich Gerichtspersonen von Soldaten auf der Straße verhaftet worden, und Staatsanwalt Krause sagte dann als Zeuge in dem Prozeß, der sich an diese Vorgänge knüpfte, unter anderem: „die Soldaten hätten sich benommen, wie die Kosaken in den Straßen von Petersburg.“ Genosse Karski knüpfte in seinem Artikel, der in der Kieler Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung und in anderen Parteiblättern erschien, an diesen Ausspruch des berufenen Vertreters der Staatsautorität einige Bemerkungen und suchte zu ergründen, wie es denn komme, daß brave deutsche Soldaten sich benehmen „wie die Kosaken“. In dieser Ausführung sah der Kriegsminister, Herr v. Falkenhayn, eine „Beleidigung der Angehörigen des preussischen Heeres, insbesondere der Offiziere und Unteroffiziere“ und stellte Strafantrag. Genosse Karski, der nicht den Vorzug hat, preussischer Untertan zu sein, wurde dann auf Veranlassung der Kieler Staatsanwaltschaft in Berlin-Steglitz verhaftet und hatte Gelegenheit, vom 8. bis 25. April im Moabitischen Untersuchungsgefängnis über deutsche Preßfreiheit nachzudenken, bis er gegen Bürgschaft freigelassen wurde. Jetzt wird er mit Genossen König, der den Artikel in dem Kieler

Blatte verantwortlich zeichnete, vor Gericht stehen. So ergibt sich Gelegenheit, die Zaberner Vorgänge zu rekapitulieren, und der Vertreter der objektivsten Behörde wird die Aufgabe haben, zu beweisen, daß die Malträtierung der friedlichen Zaberner Bevölkerung und die Verhaftung von Richtern ein harmloser Spaß war, daß in dem herrlichen Kriegsheere Rohheit nie vorkommt, daß in Preußens Kasernen Kultur und Humanität blühen. Vielleicht kommt es freilich auch anders. — Die Verteidigung führen die Rechtsanwälte Spiegel-Kiel und Dr. Lebl-Frankfurt a. M.

Sehe gegen eine Ortskrankenkasse

Unter den erschwerten Umständen mußte am 1. Januar 1914 in Nürnberg die neu gegründete gemeinsame Ortskrankenkasse in Funktion treten, nachdem der reaktionäre Rathausfremde bis zur letzten Minute verstanden hatte, die Einrichtung einer Ortskrankenkasse nach dem alten Krankenversicherungsgesetz zu verhindern. Jahrzehntlang konnte die Nürnberger Arbeiterschaft nur in der ganz unzulänglichen Gemeindefrankenkasse versichert werden, die infolge ihres ungewöhnlichen Beitragsystems und sonstiger anderer Mängel trotz geringer Leistungen für die Mitglieder, der Stadt, die viele Jahre die Defizits decken mußte, Hunderttausende von Mark gekostet hat. Als die Ortskrankenkasse in Kraft trat, mußte sie alle bisherigen Mitglieder der Gemeindefrankenkasse mit allen ihren Rechten übernehmen, erhielt aber nicht einen roten Heller Vermögen oder Reservefonds der Gemeindefrankenkasse, weil das hier böhmische Dörfer waren. War kein Geld mehr da, mußten eben die Steuerzahler eintreten. Die ganze Einrichtung der Kassenräume, die bauliche Instandsetzung der Büroräume usw. mußte ausgeführt werden, ohne daß ein Pfennig Geld vorhanden war. Dazu kam, daß die Gemeindefrankenkasse der Ortskrankenkasse bei Beginn des Betriebes sofort über 4000 kranke Mitglieder überwies, für die in den ersten zwei Monaten 300 000 Mark bare Unterstützungsgelder ausbezahlt werden mußten, ohne daß für sie auch nur ein Pfennig Beitrag an die Ortskrankenkasse gezahlt worden wäre. Daß unter solchen Umständen die Ortskrankenkasse pflichtgemäß von dem ihr zustehenden Rechte Gebrauch machte, und von der Stadt 300 000 Mark Vorschuß forderte, den sie auch erhielt, ist mehr als begreiflich. Außerdem nahm sie bei einer Bank ein Darlehn auf, das sofort zurückgegeben wird, wenn ein neuer Antrag an die Stadtgemeinde auf weitere 200 000 Mark Vorschuß genehmigt worden ist. Für jeden objektiven Urteilenden, sind diese Verhältnisse infolge der erschwerten Umstände bei dem Inkrafttreten der Nürnberger Ortskrankenkasse ganz natürlich unvermeidbar. Die arbeitserfindliche Presse verbreitet nun einen Artikel über Mißwirtschaft in der „sozialdemokratischen“ Ortskrankenkasse und schwindelt die Vorschüsse in ein Defizit von 500 000 Mark um. In dem jetzt herausgegebenen ersten Halbjahresbericht über die Vermögensverhältnisse der Kasse wird nun nachgewiesen, daß der Bankkredit überhaupt nur 85 000 Mark beträgt, wovon bereits wieder 20 000 Mark abbezahlt worden sind. Ferner wird festgestellt, daß nach Einzug der zurzeit noch ausstehenden 500 000 Mark an Beiträgen, die Kasse nicht nur keine Unterbilanz, sondern eine Mehreinnahme von 53 000 Mark habe. Von einer Mißwirtschaft in der Kasse könnte also gar keine Rede sein.

Kriegsministerium und Militärcabinet

Das Kriegsministerium wollte bekanntlich das jetzige Militärcabinet von der Befreiung nach der Viktoriastraße in Berlin verlegen. Dadurch hätte der Chef des Generalstabes eine herrliche Villa in der schönsten Gegend von Berlin bekommen. Wenn nun dem Herrn eine prachtvolle Dienstwohnung geschaffen werden sollte, mußte das Militärcabinet nebenan errichtet werden, denn dem hohen Herrn konnte natürlich nicht zugemutet werden, eine weite Fahrt zwischen Dienstgebäude und Dienstwohnung täglich zurückzulegen.

Das Kriegsministerium ließ also — ohne Genehmigung des Reichstages, also verfassungswidrig — durch einen „Bankdirektor“ v. Winterfeldt auf den Grundstücken Belleuestraße 12 und 12a ein Dienstgebäude für das Militärcabinet in der Höhe von 10 a u errichten. Der Herr Bankdirektor ist mittellos und bekam das Geld zum Bauen von der Dresdener Bank, die ihm dafür hohe Zinsen auferlegte und die eigentliche Macherin des Geschäftes ist. Das Kriegsministerium ließ ferner eine Villa Viktoriastraße 34 in eine solche für den Chef des Militärcabinetts umbauen. Die großartige Villa umfaßt 16 Zimmer nebst Festsaal und würde 100 000 Mark jährlich kosten, während der dem Chef des Militärcabinetts zustehende Wohnungsgeldzuschuß, den er erhält, falls ihm keine Dienstwohnung zur Verfügung gestellt wird, 15 333 Mark betragen würde. Für die beiden Gebäude sollte laut Vereinbarung zwischen Kriegsministerium und Herrn

Winterfeldt als Gegenleistung erstens das bisherige Grundstück des Militärkabinetts in der Behrenstraße, zweitens das dem Reich gehörige Grundstück Königsgräberstraße 121 bezu-
men. Außerdem sollten dem Herrn noch bar 2 943 000 Mark bezahlt werden. Nun konnte aber das Grundstück in der Königsgräberstraße Herrn v. Winterfeldt gar nicht abgetreten werden, weil der preussische Staat es auf Verlangen des Reichstagsparlamentes vom Reich gekauft hat, hauptsächlich, um dort einen Garten für das Abgeordneteneubau herzustellen.

Als sich nun im Jahre 1913 zeigte, daß der Reichstag nicht bereit sei, nachträglich die Kosten für das Geschäft zu bewilligen, zog die Regierung ihre diesbezügliche Forderung zurück. Herr v. Winterfeldt verlangte vom Reich aber die Erfüllung des von ihm mit dem Kriegsminister abgeschlossenen Vertrages. Der Kriegsminister vereinbarte mit Herrn von Winterfeldt und der Dresdener Bank, daß ein Schiedsgericht, dessen Zusammensetzung gleichfalls vereinbart wurde, zu unter-suchen habe, was Herr v. Winterfeldt zu verlangen habe. Das Schiedsgericht verurteilte das Reich entweder zu Händen der Dresdener Bank an Herrn v. Winterfeldt 8 187 483 Mark 85 Pf. nebst 5 p. H. Zinsen vom 1. Juli 1913 ab als Entschädigung zu zahlen, ohne die Gebäude in der Viktoriastraße abzunehmen oder die Gebäude für 5 170 703 Mark 85 Pf. abzunehmen. Auch die Kosten des schiedsgerichtlichen Verfahrens in Höhe von 35 000 Mark soll das Reich zahlen.

Die Regierung mußte nun im Jahre 1914 dem Reichstag zu, die Häuser in der Viktoriastraße für 5 170 703 Mark 85 Pf. zu kaufen, um sie dem Militärkabinetts zur Verfügung zu stellen und auch die 35 000 Mark Gerichtskosten zu bewilligen. Wäre diese Forderung angenommen worden, so hätte die Regierung sich künftig um den Reichstag noch weniger gekümmert wie bisher. Sie hätte Anschaffungen, für die im Reichstag keine Mehrheit ist, einfach ohne Genehmigung befragt und den Reichstag vor eine vollendete Tatsache gestellt. Der Absolutismus hätte keine Grenzen mehr gekannt.

Andererseits hätte nach Lage der Rechtsprechung die glatte Ablehnung der Forderung keinen Zweck gehabt. Die Regierung darf ohne Genehmigung des Reichstags keine Grundstücke und Gebäude kaufen, aber wenn sie es doch tut, muß das Reich die gekauften Grundstücke und Gebäude bezahlen und der Reichstag kann nachher nur die schuldigen Beamten zum Schadenerfolg zwingen. Wenn der Reichstag die Forderung abgelehnt hätte, so hätte die Dresdener Bank ihr Geld bei der Reichskasse zwangsweise eintreiben lassen und der preussische Staat hätte an den Gerichtskosten zum Besten des Reiches noch verdient.

Am 23. März 1914 wagte keine Partei der Regierung nachzugeben, gegen welche die Sozialdemokratie mit aller Energie Stellung nahm. Es handelte sich um eine Kraftprobe zwischen Regierung und Reichstag und der Reichstag sagte: Bis hierher und nicht weiter!

Der Reichstag bewilligte auch die sofort fällige erste Rate von 2 500 000 Mark, verbot aber die Ueberweisung der Villa an den Chef des Militärkabinetts und die Fertigstellung und Benutzung des Dienstgebäudes; dem Reichsschatzsekretär wurde die Erlaubnis aufgegeben, die Gebäude zum Selbstkostenpreis des Reiches wieder zu verkaufen. Auch wurde beschlossen, die für das Geschäft verantwortlichen Beamten Schadenersatzpflichtig zu machen.

Nun aber war der Chef des Militärkabinetts um seine Villa gekommen: den hohen schuldigen Beamten drohte die Gefahr, daß sie Schadenersatz leisten müssen; und vor allem war es dank der Energie des Reichstags unmöglich ge-

worden, das Experiment zu wiederholen, und im Interesse irgendwelcher Leute aus der bestehenden Klasse Ausgaben ohne Genehmigung des Reichstags zu machen. Da wurde am 18. Mai 1914 noch einmal von der Regierung beantragt, nunmehr nachzugeben. Die fraglichen 2 500 000 Mark sollten vom Militärkabinetts an das Schatzamt gezahlt, d. h. von der einen Kasse des Reiches an die andere entrichtet und damit erlaubt werden, daß mit der Fertigstellung des neuen Gebäudes für das Militärkabinetts begonnen wird, auch der Chef des Militärkabinetts die luxuriöse Villa beziehen. Unsere Genossen waren ausschlaggebend, um die Bewilligung dieser Forderung zu verhindern. Die Konservativen, die Reichspartei und die Christlich-Sozialen brachten den Mut auf, im Interesse des Freiherrn v. Lyncker, im Interesse des früheren Kriegsministers und anderer verantwortlicher Beamten, ja im Interesse der gesamten bestehenden Klasse diese Demütigung des Reichstags anzubieten und der Regierung zu sagen: Was kümmert Ihr Euch noch um die „Quasell-typen“ im Reichstag! Stellt die Hande vor eine vollendete Tatsache; gebt aus, was sie nicht bewilligen wollen, und nachträglich wird dann alles bewilligt.

Also der Reichstag blieb diesmal fest. Jetzt scheint die Angelegenheit in ein neues Stadium getreten zu sein. In bürgerlichen Blättern sind Notizen aufgetaucht, wonach sich die Anwohner der dortigen Gegend über die „Ruine“, die geeignet sei, das ganze Bild zu verschandeln, beschwert haben. Angeblich besteht auch das Polizeipräsidium darauf, daß der Bau verputzt und verglast werden soll. Gleichzeitig wurde mitgeteilt, daß das Kriegsministerium trotz alledem auf seinem Plan beharre, das Militärkabinetts doch noch dort unterzubringen. Dem Reichstag soll nämlich eine Vorlage zugehen, die einen Neubau für das Militärkabinetts fordert, und man hofft, daß der Reichstag dann doch noch nachgeben und das Gebäude in der Viktoriastraße zur Verfügung stellen wird.

Es mag richtig sein, daß der Rohbau in der Viktoriastraße nicht gerade einen ästhetischen Anblick bietet; ihn fertigzustellen, steht aber auch kein Anlaß vor, solange man nicht weiß, welchem Zweck das Gebäude künftig dienen soll. Viel einfacher wäre es, man würde das Gebäude einfach abtragen. Der Wert der dortigen Liegenschaft beruht nicht etwa in den Gebäuden, sondern in den Grundstücken. Die Bautkosten stehen zum Wert der Grundstücke in einem ganz minimalen Verhältnis. Wenn eine offenbar von oben herab beeinflusste Korrespondenz nun mitteilt, daß dem Reich in jedem Monat eine Summe von rund 17 000 Mark verloren geht, so wäre es immer noch billiger, das Gebäude zu beseitigen.

Wenn Herr von Falkenhayn ein neues Gebäude für das Militärkabinetts will, dann wird er erst die Notwendigkeit eines solchen Neubaus nachweisen müssen. Das jetzige Gebäude in der Behrenstraße genügt noch auf Jahre hinaus, wenn man dem Chef des Militärkabinetts, General von Lyncker, die Wohnung nimmt, die er in dem Gebäude inne hat. Die Angabe des Kriegsministeriums, daß der General Anspruch auf eine Dienstwohnung habe, steht auf schwachen Füßen. Eine Dienstwohnung kann aber auch nur dann zur Verfügung gestellt werden, wenn eine solche vorhanden ist. Werden in diesem Falle die Wohnräume des Generals zu Bureauzwecken benutzt, dann erhält der General die Wohnungsentchädigung von jährlich 15 333 Mark, eine Summe, für die man in Berlin stets eine Wohnung bekommen kann, die würdig ist, einen preussischen General zum Aufenthalt zu dienen. Der Reichstag darf unter keinen Umständen seine Hand dazu bieten, daß

das Militärkabinetts auch nach außen hin eine Stellung einnehmen kann, die seinen überragenden Einfluß so recht deutlich zum Ausdruck bringt!

Der Gebärzwang

Die Regierung läßt offiziell mitteln, sie würde den im Winter von 200 Abgeordneten gestellten Antrag auf Verbot des Vertriebes empfängnisverhütender Mittel nicht einbringen, sie würde ihn annehmen, falls er im Reichstag die Mehrheit finde. Der Antrag ist in der abgelaufenen Session nicht zur Beratung gekommen. Ob die bürgerlichen Parteien ihn wieder einbringen werden, bleibt abzuwarten. Die Geburten nehmen nicht mehr in dem Maße zu wie früher. Das ist zum Teil die Folge davon, daß die Industrie sich ausdehnt und die Landwirtschaft abnimmt, wodurch die natürliche Fruchtbarkeit sich vermindert. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die Geburten auch dadurch vermindert werden, daß mehr und mehr empfängnisverhütende Mittel in Anwendung kommen.

Die bestehenden Klassen haben nun ein Interesse daran, diese Entwicklung aufzuhalten, obwohl sie selbst längst die Geburtenzahl einschränken, ehe das Proletariat daran dachte. Schränkt das Proletariat die Geburtenziffer ein, so wird die deutsche Bourgeoisie ihr Kapital zum Teil in ausländischen Unternehmungen anlegen, zum Teil sich auch durch Import ausländischer Arbeiter helfen. Da die ausländischen Arbeiter eben nicht Deutsch können, die ihnen bei der Arbeit erteilten Befehle mithin oft mißverstehen, ist der Bourgeoisie dieser Ausweg nicht willkommen. Außerdem würde die jähdige Vermehrung des Heeres nicht mehr möglich sein, wenn alle Wehrfähigen bereits dienen müssen. Deshalb soll es bei harter Strafe verboten werden, Vorbeugungsmittel gegen Geburten zu verkaufen oder zu verschenken.

Die Folge würde sein, daß Proletarier, die sich und ihre Familie sowieso knapp über Wasser halten können, hier und da noch ein Kind mehr erzeugen und dadurch mit ihrer Familie noch tiefer in das Elend geraten würden. Auch die Zahl der unehelichen Kinder würde zunehmen mit allem dem Elend, das damit für die Kinder und ihrer Mütter verbunden ist.

Dann würde die Prostitution zunehmen, weil manche Männer, die sich jetzt zur Ehe entschließen, dann die Beziehungen zu künstlichen Dirnen vorziehen würden, die entweder kinderlos bleiben oder für ihre Kinder keine Alimentsfor-derungen stellen können. Ein Teil der empfängnisverhütenden Mittel beugt Geschlechtskrankheiten vor. Verbietet man diese Mittel, so nehmen mithin die Geschlechtskrankheiten zu.

Aber das Elend unehelicher Kinder, die Not kinderreicher Proletarierfamilien, die Zunahme der Geschlechtskrankheiten, die Greuel der Prostitution schrecken die bürgerlichen Parteien nicht, zumal sie wissen, daß wir in einem Klassenstaat leben und es den Wohlhabenden immer möglich sein wird, sich die begehrierten Apparate zu verschaffen. Mit viel Geld werden Geschäftsleute aller Art stets dafür zu haben sein, unier vier Augen die strafbare Handlung zu begehen, die empfängnisverhütenden Mittel zu verkaufen. Auch wird wohl erlaubt werden, daß diese Mittel auf ärztliches Rezept hin verkauft werden dürfen, wenn es die Gesundheit erfordert. Und der Weg zum Herzen mancher Ärzte ist für zahlungsfähige Großkapitalisten viel leichter zu finden, wie für armfertige Mitglieder der Krankenkassen.

Das schlafende Heer

Roman von C. Bleibig.

20) Sie hielt an sich, bis sein fester Tritt draußen auf dem Gang ausgehakt hatte, bis sie drinnen nicht mehr seine Schritte an den Kutschler hörte, auch nicht mehr das Rollen seines Wagens auf dem hartgefrorenen Hof dann brach sie in ein Lachen aus. Das war einmal verlorene Mühe gewesen — haha — nicht einmal angehen hatte er sie!

Glühendes Rot der Beschämung und des Jorns trat ihr zu Kopf. Das Lachen ging in ein Weinen über, in ein heftiges ungebärdiges Schluchzen. Sie hiß in ihr Taschentuch, zerrte es und schleuderte die Fäden in einen Winkel; ihr Schluchzen wurde zum Schreien. Ein Krampf schnürte ihr die Brust zusammen; in die Kehle frug es ihr wie eine Kugel. Kaum noch, daß sie den Klingelzug erreichte.

Als Stasia nach geraumer Weile erschien, lag die Herrin vorm Bett auf den Knien, höhnend, das Gesicht verzerrt. Kein Kognak half, kein Eau de Cologne; die Jose ließ den Herrn zu rufen.

Garczynski blieb sehr ruhig; er kannte diese Zufälle. Geschick das englische Pferd ausschüttern, hob er keine Frau aufs Bett und sollte denn die kleine Spritze mit der wasserhellen Flüssigkeit, die Doktor Wolinski verrieben hatte — freilich nur für den äußersten Notfall. Aber war's jetzt nicht der äußerste Notfall? Vielleicht schaffte der Anblick allein schon Binderung; er legte die Spritze aufs Tischchen am Bett. Sie über die Leidende heugend, hauchte er erst auf ihre linke, dann auf ihre rechte Wange einen leichten Kuss: „Gute Besserung, meine Teuerste!“ und stahl sich dann auf den Zehenspitzen wieder hinaus. Nach dem Doktor hatte er schon einen Wagen geschickt, auch die alte Repomucena rufen lassen. Etwas anders konnte er wirklich beim besten Willen nicht für sie tun — keine Gäste warteten, er hielt die Bank, ohne ihn stoppte das Spiel!

Jadwiga lag, mühsam atmend, wie unter einer schweren Last. Sie fühlte Schmerzen in der Brust, im Magen, im Rücken, ein Ziehen bis an die Fingerspitzen und um die Taille ein effernes Band.

Kam der Doktor denn noch nicht, wo blieb der faumtelige Mensch? Sollte sie hilflos sterben? Ach da war keiner, dem sie teuer war! Ihr Mann saß unten bei seinen Spielern, und — er — bei seiner Frau!

„Ha!“ Wieder ein neuer Anfall; sie knirschte mit den Zähnen und verdeckte die Augen. Stasia näherte sich mit einer Wärmflasche; die Herrin hatte über eifige Füße geklagt. „Au, du brennst mich ja! Tolpatsch!“ Die Hand der Kranken fiel kläglich auf die Wange des Mädchens. Und

dann ein Tritt — trach — die Wärmflasche slog zum Bett hinaus und ergoß, aufspringend, all ihr heißes Wasser über den Teppich.

„Ach, ich sterbe! ich sterbe! Gnade! Heilige Mutter! Au, diese Schmerzen! Bete, Stasia, bete!“

Die Jose war's gewohnt; wenn die Herrin litt, mußte sie beten. Und so inerte sie denn, ihr eigenes Kind ein wenig raffend, auf dem durchnähten Teppich nieder, fehrte die Augen nach oben, legte die Hände zusammen und begann. Ihr monotonen Betern verfehlte seine Wirkung nicht. Der Herrin starrer Blick begann sich allmählich zu mildern, die Lider zuckten — nun konnten sie sich, und Tränen in Scher unentwegt überströmten darunter hervor.

„Bete, bete, ich schenke dir auch die roteidene Bluse — den Sonnenschirm — ach, bete nur, bete!“

Stasia leierte noch eine Weile. Ah, nun hatte die Pani die Augen zugemacht! Wenn sie doch rasch einschliefe! Das würde wohl wieder eine schöne Nacht werden! Statt sich zu amüsieren, konnte man wohl gar hier auf den Knien liegen?! Ppsia krew! Wenn doch wenigstens die Repomucena bald käme, das alte Gespenst!

„Bete, bete!“ stöhnte die Herrin.

„Ach bete ja in einem fort!“ Stasia schnitt eine unartige Grimasse; was scherte sie die roteidene Bluse und der Sonnen-schirm! Sie wollte viel lieber bei Pan Szute auf dem Sofa sitzen.

Draußen raschelte es, leise wurde an die Tür geklopft. „Aha, die Repomucena!“

Aber es war nur der Bote, den man nach ihr geschickt hatte. Die Repomucena war krank, lag im Bett und schwitzte, und der Husten quälte sie auf der Brust.

„Krank —?“ Stasia machte ein langes Gesicht.

„Krank?“ wiederholte auch die Leidende. Sie sehte sich hastig aufrecht in den Kissen, ihr Gesicht rötete sich; die Repomucena sollte kommen, mußte kommen!

„Die Filomena läßt fragen, ob die gnädige Pani nicht will erlauben, ihr zu kommen, anstatt der Mutter?“ flüsterte der Bote.

„Die Repomucena soll kommen, auf der Stelle!“ Die Herrin schrie laut. „O, diese Schmerzen, diese Schmerzen.“ Rein, das Morphium half diesmal garnichts! „Die Repomucena, die Repomucena!“

Benigstens später jagte ein zweiter Wagen zum Hofster hinaus, hin nach den Hütten der Komornits. Wenn die Repomucena denn durchaus nicht gehen konnte, so sollte sie fahren.

Der Ströb auf dem Hofe hatte längst Mitternacht gepiffen, als endlich Ruhe ins Herrenhaus kam.

Die alte Repomucena war da gewesen; von zweien ge-

führt war sie hinaus gewankt, aber da war die Herrin schon eingeschlafen gewesen.

Frau Jadwiga schlief so fest, daß sie nicht einmal mehr die Abfahrt der Gäste gehört hatte. Mit viel Gepolter war diese vor sich gegangen und mit viel Gelächter. Türen waren geworfen worden; über den Flur schlortten die Herren und Kutschler die schweren Füße in die Teppiche. Auf den Stufen der Hochterrasse, die die Mitternacht mit ihrem eisigen Hauch überlast hatte, waren ihrer einige fast zu Falle gekommen. Noch auf den Wagentritten strauchelten sie.

Garczynski taute Arm und Schulter weh, denn er hatte es sich nicht nehmen lassen, persönlich jedem seiner Gäste in den Wagen zu helfen. Der Diener durfte nur ein wenig nach-lupfen, die Pelzdecke zurechtzupfen und den Schlag schließen. Erleichtert atmete der Hausherr auf, als die letzte Verbeugung gemacht, zum letztenmal grüßend mit der Hand gewinkt war: „Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen! Herzlichen Dank! Wohl bekomm's!“

Mit dem befriedigenden Gefühl, ein gutes Stück dem Ziele näher gekommen zu sein, suchte Garczynski sein Bett auf. Er überdachte: das hatte wiederum eine Menge Geld gekostet, aber der Erfolg würde schon zeigen, daß es sich verlohnte, noch einmal zur Bezahlung der notwendigen Rechnungen ein Stückchen Wald zu schlagen. Die Kommission würde ja doch wahrscheinlich alles herunterhauen. Eigentlich schade um den Wald, in dem die alten Garczynskis einst Wolf und Bär und Stirsch und Elch gejagt hatten! Pah, jetzt gab's ja doch nur noch miserable Hasen, selten genug Rehe darin, und die Hauptsache war, daß die Kommission kaufte! Und die würde kaufen; angebissen hatten sie bereits. Das heutige Jagddiner hatte das Objekt entchieden um zwanzigtausend Mark Wert erhöht; viel fehlte nicht mehr am geforderten Preis.

Und die Kandidatur war entschieden auch aussichtsreicher geworden. Alle Gäste hatten ihn ihrer Hochachtung versichert, der Landrat ihn sogar noch vor der Abfahrt heimlich in eine Ecke genommen: „Mein Bester, ich höre, Sie wollen sich aufstellen lassen bei der nächsten Wahl? Gratulor! Gratulor!“ Er hatte mit den weinmüden Augen ihm zugezwinkert und ihm verständnisinnig die Hand gedrückt. Wenn die nicht wider ihn waren, wer sollte denn wider ihn sein? Gorta hatte ihm versichert, daß er die Kandidatur wagen könne: von höchster Stelle aus werde die Hand über ihn gehalten, und — der Pole dehnte sich behaglich in seinem weichen Bett und gähnte aus Herzensgrund —, dann war ja kein Festschlag zu fürchten! Der Niemezger konnte einem ordentlich leid tun — wenn der sich etwa mit Hoffnungen trug!

Ganz ruhig schlief Alexander von Garczynski ein. —

(Fortsetzung folgt.)

Danziger Nachrichten

Habt Respekt vor der Uniform! Ein Danziger Kaufmann befand sich eines Abends auf Anstand in seinem Jagdgebiet...

Die Hitze dauert fort. Die Wetterwarte schreibt: In der Wetterlage ist in den letzten acht Tagen noch immer keine wesentliche Aenderung eingetreten.

Der Regierungspräsident von Danzig warnt vor Entfaltungsmitteln wie Saltrado, Nisch, Onadal, Kesslablätter und Boraniumbeeren.

Verschiedene Bedürfnisanstalten enttenden in diesen Tagen der Hitze allerlei „interessante“ Gerüche.

In einen milden Streik traten eine Anzahl Arbeiter, die auf der Niederstadt mit dem Zuschütten des Festungsgrabens beschäftigt sind.

Ein Wüßling, der auf dem Karrenwall Schulmädchen mit unsittlichen Anträgen belästigte, wurde verhaftet.

Standesamt vom 15. Juli.

Danzig. Geburten: Märische Marianne Mundt, geb. Loma, 75 J. 2 W. - Müller Mag Franz, 88 J. 1 W. - S. des Arbeiters Wag Jrieg, 8 M. - T. des Schmiedegesellen Joseph Strahl, 19 Tage. - Unehelich 1 S. totgeboren. - S. des Kgl. Schuhmanns Feste Kollet, totgeboren. - Bootsmann Paul Maslowki, 19 J. 8 M. - S. des Schmiedemeisters Franz Jellinski, 8 J. 3 M. - Frau Marie Senteck, geb. Siempa, 83 J. 9 W.

Polizeibericht vom 15. Juli.

1. Verhaftet: 7 Personen, darunter 2 Personen wegen Diebstahls, 1 Person wegen Bedrohung, 2 Personen wegen Trunkenheit. 2. Gefunden: Ein Bibliotheksbuch; eine Handtasche mit Inhalt; ein Offiziershelm im Karton; ein Schlüssel; eine Uhr mit Kette; ein Armband; ein Tuch, abzuholen binnen einem Jahre im Fundbureau des königlichen Polizeipräsidiums. 3. Verloren: Sechs Portemonnaies mit etwa 0,20 Mark bzw. 2 Mark bzw. 3 Mark bzw. 4 Mark bzw. 10 Mark bzw. 39,20 Mark Inhalt und sonstigen Sachen; eine schwarze Handtasche mit Inhalt; ein Sammet-Gummigürtel; ein schwarzer Damast-Pompador mit Inhalt; eine silberne Damenuhr mit langer, silberner Kette; eine tula-silberne Damenuhr; ein Brillantring mit Saphir; ein goldener Ringring (gez. B. C. Cito); ein Brillantring mit blauem Stein; ein Spaten im Beberetui, abzuholen im Fundbureau des königlichen Polizeipräsidiums.

Schiffsnachrichten.

Nach Danzig unterwegs.

Table with 3 columns: Schiff, Kapitän, Abgegangen. Includes Hanso (SD) and Diana (SD).

Angelommen in fremden Häfen.

Table with 3 columns: Schiff, Kapitän, Angelommen. Includes Uranus (SD), Mars (SD), Albertus (SD), and Ferdinand (SD).

Aus Westpreußen

Elbing-Marienburg

Clard v. Oldenburg hat in Melno auf einem Bezirksfest der Landwirtschaftsbündler eine Rede gehalten.

Verhaftung. Unter der Beschuldigung der Blutschande wurde in Elbing ein in der Leichnamstraße wohnhafter Arbeiter festgenommen.

Ein Feuer zerstörte in Gnojau den Viehstall des Gutsbesitzers Hannemann.

Mit Peilschneidern prügeln die Knechte Biasecki, Moriz und Kopacki aus Dofau einen Hund tot.

In der Militärschwimmhalle in Marienburg erkrankte der Bizefelwebel Michowsky vom ersten Bataillon des Ordensregiments.

Der Stall des Hofbesitzers Wiens in Heubuden brannte vollständig nieder. Bei den Löscharbeiten ereignete sich ein schwerer Unglücksfall.

Bei Doffau trieb die Weichsel eine oblig verweste Männerleiche ans Land. Der Tote ist jugendlichen Alters und muß schon wochenlang im Wasser gelegen haben.

Danzig-Land

Eine Pflicht der Arbeiterklasse

Ist es, nichts zu tun, was die Reaktionen in ihrem rücksichtslosen Kampfe gegen die Arbeiterbewegung unterstützen könnte. In diesem Kampfe spielt die Lokalfrage eine äußerst wichtige Rolle.

Wir rufen gewiß den Arbeitern zu, geht soviel wie möglich ins Freie, in die Natur. Aber es sind doch mancherlei Anlässe zum Besuch einer Wirtschaft vorhanden, und für diesen Fall müssen in erster Linie die Wirte Berücksichtigung finden.

Die Lokalfrage spielt also in unserem Befreiungskampfe eine wichtige Rolle. Möge jeder denkende Arbeiter daraus die Nutzenwendung ziehen.

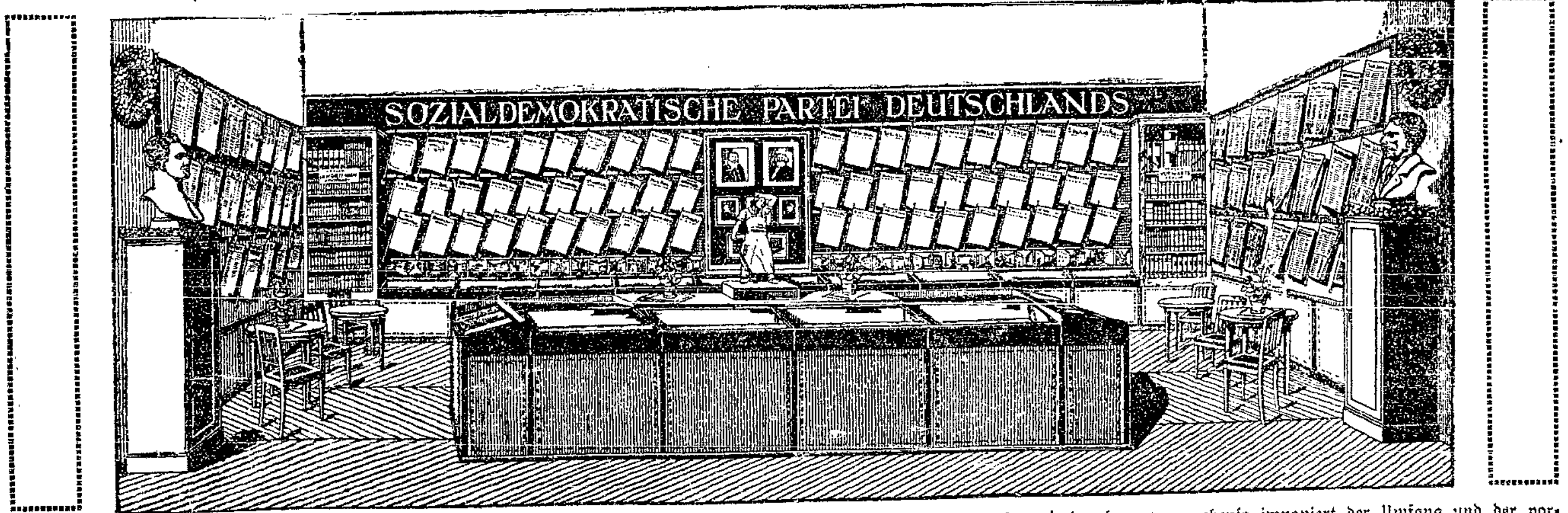
Unter einer Holzkrast wurde bei Schönbaum die Leiche des ertrunkenen Musterlehrlings Berg aus Dirschau aufgefunden.

Rosenberg-Löbau

Die Konsumvereine und ihre Gegner.

H. Wie die politischen und gewerkschaftlichen Bestrebungen der Arbeiterklasse, so ist auch ihre genossenschaftliche Betätigung der erbitterten Bekämpfung ihrer Gegner ausgesetzt.

Die Ausstellung der Parteipresse und des Parteibuchhandels auf der „Bugra“



Die Ausstellungsstöße unserer Partei, die einen klaren Ueberblick über die Entwicklung unserer Parteipresse und den Umfang des Verlagsgeschäftes der beiden ältesten und größten Verlagsbuchhandlungen, der des Vorwärts in Berlin und von A. H. W. Dieck Nachf. in Stuttgart gewährt, hat bekanntlich dem Reichsverbandsgeneral v. Liebert einen so furchtbaren Schrecken eingejagt, daß er sich einen argen Sammerartikel über die Macht der Sozialdemokratie abquälte.

macht, daß z. B. auch das Organ der Konservativen Sachsens, das Vaterland, sich darob entsetzte und einen „sanften“ Druck auf die Ausstellungsleitung glaubte dadurch ausüben zu können.

eingespannt —; ebenso imponiert der Umfang und der vornehme Eindruck, den unsere Ausstellung auf alle Besucher der „Bugra“ macht.

Diese Tatsache mag unseren Gegnern, die da glaubten, mit ihrer Wanzentaktik unsere Partei zur Bedeutungslosigkeit bringen zu können, recht unangenehm sein, das geben wir zu, aber wir werden auch weiter unter Aufbietung aller Kräfte zur Ausbreitung unserer Ideen und unserer Parteipresse alles tun und unentwegt weiter arbeiten; dazu mag uns der Merg unserer Gegner immer wieder ermuntern!

Das die Konsumvereine sich im öffentlichen und wirtschaftlichen Leben durchgesetzt haben. Sie können mit allen Bedenken auf bestem Fuße. Bei der Organisation des unmittelbaren landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens hat die Regierung stets mit den Konsumvereinen zusammengearbeitet. Dasselbe Verhältnis besteht gegenüber den ärztlichen Verbänden, auch hier vollste Anerkennung. Es gibt Konsumvereine in Großbritannien, die sämtliche Produktionsarten in der Stadt, für Krankenhäuser und ähnliche Institute haben. Selbstverständlich denkt auch niemand an eine Sonderbesteuerung der Konsumvereine, wie das in Deutschland so zahlreich geschieht, und womit man ihre Entwicklung künstlich zu hemmen sucht.

In dem Jahresbericht des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine für 1918 findet sich ein außergewöhnlich reiches Material, das uns über die wirtschaftlichen Kämpfe der Konsumvereine mit ihren Gegnern unterrichtet. Das unter den Gegnern der Konsumvereine die Kleinhandlärer an erster Stelle stehen, ist nicht weiter verwunderlich. Immer noch begegnet man in diesen Kreisen der Anschauung, daß die Konsumvereine die Hauptschuld tragen an der schlechten Lage dieser Stadt, während doch neben dem immer stärkeren Eindringen des Kapitalismus in den Detailhandel durch Warenhäuser, Versandgeschäfte und die Massenfabrikbetriebe, die Ueberfüllung des Berufs, die scharfe Konkurrenz unter den Kleinhandlärer selbst ihren Existenzkampf so schwierig macht. Dafür ist jedoch recht wenig Einsicht in diesen Kreisen vorhanden. Alles Heil erwartet man von Umsatz- und Sondersteuern, Verbot des Beitritts der Beamten zu den Konsumvereinen und ähnlichen Maßnahmen. Auf demselben Niveau bewegt sich auch der Kampf der Rabattparvereine, die auf ihrem vorjährigen Verbandstag in Würzburg in einer Entschiedenheit aussprachen, daß sie in der Konsumvereinsbewegung nicht nur eine große Gefahr für den gewerblichen und kaufmännischen Mittelstand, sondern auch für das gesamte Staatswesen erblickten. Die Herren Mittelständler sehen sich eben als die Stützen des Staates an, ohne die unwiderrüchlich sein Zusammenbruch erfolgen müßte. Eingedenk dieser „großen Gefahr“, die dem Staatswesen durch die Konsumvereine droht, haben sie deshalb ein Preisanschreiben für die Abfassung einer Broschüre zur Bekämpfung der Konsumvereine erlassen, wofür sie angenehme Summe von 2000 Mark ausgelegt worden ist.

Auch den Unternehmern ist die schnelle Entwicklung der Konsumgenossenschaften recht unangenehm. In Regensburg haben, wie der Jahresbericht mitteilt, einige Gutsbesitzer bei Strafe der Entlassung ihren Arbeitern verboten, dem Konsumverein anzugehören. Sind auch diese Fälle bis jetzt nur vereinzelt, so kann man doch damit rechnen, daß dieses Beispiel Nachahmung finden wird. Einstweilen begnügen sich die industriellen Unternehmer noch damit, Werkanjumanstalten für die Arbeiter ihrer Betriebe zu gründen. Dafür ist aber selbstverständlich nicht der Gedanke entscheidend, den Arbeitern durch billige Lebensmittelversorgung zu helfen, sondern der Unternehmer will damit die Arbeiter an seinen Betrieb fesseln und eine Lohnforderung möglichst hintanhalten. Mit Recht betont deshalb der Jahresbericht, daß für die Konsumvereine in dieser Lebensmittelverbilligung die Gefahr liegt, die wirtschaftliche Abhängigkeit der Arbeiter als Produzenten zu erhöhen, in manchen Fällen auch die wenig erfreuliche Möglichkeit, die Wohlfahrt der billigen Lebensmittelversorgung durch den Verzicht auf Erhöhung des Lohnes einzutauschen zu müssen.

Das auch diese Handels- und Handwerkskammern die Konsumvereine bekämpfen, zeugt dafür, wie einseitig und beschränkt diese Interessensvertretungen ihre Aufgabe auffassen. Auch die bürgerlichen Parteien sowie die Behörden stehen der Konsumvereinsbewegung feindselig gegenüber und nützen ihre Macht gegen sie aus.

Gegenüber diesem Heer von Feinden ist es nicht von allzu erheblicher Bedeutung, wenn hier und da Gelehrte oder sonstige Intellektuelle sich anerkennend über die Bestrebungen der Konsumvereine äußern. Damit wollen wir selbstverständlich nicht sagen, daß die Konsumvereine sich nicht über diese unparteiliche Anerkennung ihrer Bestrebungen freuen können. Doch muß man sie nach ihren Absichten und Ursachen verschieden einschätzen. Bleibend soll mit diesem Lob der Konsumvereine zugleich ein Tadel für die politische und gewerkschaftliche Versäufelung der Arbeiterklasse verbunden sein, während die Arbeiterklasse von der Notwendigkeit durchdrungen ist, alle drei Wege des Befreiungskampfes des Proletariats zu fördern. Darin liegt auch die beste Gewähr des weiteren wirtschaftlichen und sozialen Aufstiegs des Proletariats.

Rosenberg-Pöhl

Schwerer Automobilunfall. Der Kaufmann Jaroszewski aus Lößau, der Geschäftsführer der Bank Ludowig wollte den bei ihm zu Besuch weilenden Pfarrer Zyra aus Dreikamin, Kreis Tschel, zur Bahn bringen. Mit einem Auto brachte die Familie den Gast zum Bahnhof in Deutsch-Oylau. Pöhllich verlagte aus unbekanntem Gründen die Steuerung. Der Wagen fuhr in voller Fahrt in einen Graben. Das Auto wurde zertrümmert und die Fahrgäste herausgeschleudert. Pfarrer Zyra erlitt lebensgefährliche Verletzungen. Ein zwölfjähriger Sohn des Jaroszewski wurde mit einer Gehirnerkältung aufgefunden. Der jüngere Bruder kam mit einem Armbruch davon. Herr und Frau Jaroszewski und der Chauffeur erlitten nur leichtere Verletzungen.

Thorn-Kulm-Briefen

Landesverratsprozess Pöhl.

Der Prozess gegen den Witzfeldwebel Walter Pöhl vom 1. Westpreussischen Pionier-Bataillon Nr. 17 wegen Verrats militärischer Geheimnisse an fremde Mächte, insbesondere an Rußland, fand am Dienstag vor dem Kriegsgericht der Berliner Kommandantur statt. Pöhl wurde Anfang dieses Jahres als Schreiber zur 1. Ingenieur-Inspektion nach Berlin abkommandiert. In dieser seiner Eigenschaft waren ihm auch Festungspläne, Skizzen und andere sehr wichtige Dokumente zugänglich. Pöhl hatte nicht unerhebliche Schulden; auch wollte er heiraten. Um sich Geld zu verschaffen, schloß er sich mit dem Militärattaché der russischen Botschaft in Verbindung und brachte diesem Skizzen von den ostpreussischen Festungen Pillau und Bogen. Er hat hierfür etwa 500 Mark erhalten. Inzwischen hatte sich Pöhl verdächtig gemacht, und so gelang es ihm infolge seiner Verhaftung nicht mehr, die Festungspläne von Bortum und Helgoland auszuliefern. Kopien von den Plänen hatte Pöhl bereits angefertigt; auch hatte er sich mit dem russischen Offizier verabredet. Die Ermittlungen ergaben auch, daß Pöhl mit dem Berliner Kaufmann Kurt Kaul, der sich als Dr. Blumenthal in Dresden aufhielt, und ebenfalls

für Rußland Spionage trieb, in Verbindung stand. Kaul war, um unverdächtig zu sein, von Rußland mit dem Doktorittel versehen worden.

Pöhl war sofort geständig. Zur Verhandlung waren fünf Zeugen geladen. Bei der Feststellung der Personalien wurde bekannt, daß Pöhl einmal wegen Mißhandlung zu 15 Tagen Mittelarrest verurteilt und später wegen Schuldenmachens einmal verwahrt worden ist. Trotzdem lautet sein Zeugnis: dienstlich und moralisch vorzüglich.

Die Verhandlung wurde wegen Gefährdung der Staatssicherheit unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführt. Nach mehrstündiger Dauer wurde in öffentlicher Sitzung folgendes Urteil verkündet: Der Angeklagte wird wegen Vergehens gegen das Spionagegesetz vom 3. Juli 1903 und wegen Bestechung zu einer Gesamtstrafe von 15 Jahren Zuchthaus, 10 Jahren Ehrverlust, Ausstoßung aus dem Heere und Zuchthaus der Polizeiaufsicht verurteilt. Die beim Angeklagten vorgefundenen 500 Mark wurden für die Staatskasse beschlagnahmt. Die Begründung des Urteils wurde aber in nicht-öffentlicher Sitzung gegeben.

Sehr nervös scheinen die Anwohner der Brückenstraße zu sein. Die Ärmsten werden durch alles in ihrer Behaglichkeit gestört. In ihrer Verzweiflung hielten die Leute eine Versammlung ab, um die Mißstände zu besprechen. Diese sind von nicht geringer Zahl. Erstens bellern morgens die Hunde. Zu allen Tageszeiten wird bei offenem Fenster Klavier gespielt, Montags sind die Weiermänner und dann die Lastwagen! Am schlimmsten sind aber die vielen Kinder. In der Brückenstraße scheint man nicht viel Nachwuchs zu haben, denn es wird behauptet, daß der größte Teil nicht in der Brückenstraße wohnt. Im allgemeinen heißt es doch jetzt immer, wir hätten zu wenig Kinder. Sind nun welche da, dann sind sie jedem im Wege.

Eine Kulturförderung ist die Gefindeordnung, die durch folgendes Inserat in der Thorner Presse besonders gekennzeichnet wird:

Warne jedermann, meinen Knecht Roman Kaminski in Arbeit zu nehmen, noch Unterkunft zu gewähren, da er den Dienst ohne Grund verlassen hat.

Empörend ist es, daß die der Gefindeordnung unterstehenden Personen nicht Herr ihrer eigenen Person sind. „Ohne Grund“ wird der Arbeiter wohl nicht auf die Beschäftigung bei dem Bauern verzichtet haben.

Thorner Strafkammer. Die Berufung des Zimmermanns Bruno Kropiewski aus Strassburg wurde verworfen. Der Angeklagte hatte dem Arbeiter Podgawski, mit dem er wegen eines Mädchens in Streit geraten war, mit dem Messer in den Hals gestochen, weshalb er zu vier Monaten Gefängnis verurteilt war.

Splone überall. Der Witzfeldwebel Steglitz von der Fernsprechkompanie Nr. 1 in Thorn wurde unter dem Verdacht des Landesverrats an Rußland verhaftet.

Deutsch-Arone

Warenausstellung des Jastrower Konsumvereins. Sonntag den 12. Juli veranstaltete der Konsumverein Jastrow auf seinem Grundstück eine Warenausstellung. Die Genossenschaft hatte zu diesem Zwecke aus sechs Jastrower Geschäften zwölf

Seulleton

Vereinigt werden viele stark, sind einzeln sie auch ohne Markt; mit einem Seil, aus Gras gewunden, wird selbst der Elefant gebunden.

Indisch.

Der russische Kaiser hat bekannt, daß der Zar Peter I. oder „der Große“ in Holland das eheliche Handwerk des Zimmerers erlernt hat. Charakteristischer aber als die Wortverbindung Zar und Zimmermann: ist die andere: „Zar und Kopfschneider“. Tatsache ist nämlich, daß er die zu Zaandam erlangte Gewandtheit in der Handhabung des Beils nach Rußland zurückgeführt, zunächst dazu benützt hat, etlichen hundert Landsknechten den Kopf abzuhacken. Während er noch im Auslande weilte, war daheim eine Militärrevolution ausgebrochen, die aber mit der Niederwerfung der aufständischen „Streitigen“ endete. Peter eilte auf die erste Kunde schleunigst von Wien, wo er gerade weilte, nach Moskau zurück. Auf dem Wege durch Polen hatte er in dem Orte Rawa eine Zusammenkunft mit August dem Starken. Dieser hohe Herr gab dabei eine Probe seiner ungeheuren Körperkraft, indem er einem Ochsen mit einem eisernen Säbelbiss das Haupt vom Rumpfe trennte. Peter bat sich die Waffe als Andenken aus, indem er die merkwürdigen Worte sprach: „Ich will Ihre Kunst an den Russentöpfen verhüten.“ Das war tödlicher Ernst; doch zog der Zar es vor, anstatt des Säbels das Beil zu benutzen. Kaum in Moskau angelangt, ließ er nämlich im Verlauf etlicher Wochen gegen 5000 Streichen Hinrichten und beteiligte sich selber fleißig an der Schlächterei. Die erste Probe gab er gleich am ersten Tage der Massenhinrichtungen, dem 30. Oktober 1698, der 230 Streichen hängen, rädern oder köpfen sah. Offiziere und Bojaren mußten helfen, und der Zar ging mit gutem Beispiel voran. Der Dekretreiter Johann Georg Korb, ein Augenzeuge dieses Tages, berichtet, daß „fünf Häupter von Aufständern schon unter den Beilbissen der erhabenen Hand Rußlands gefallen“ seien. So ging die Sache weiter. Im ganzen hat Peter gegen hundert Streichen entkoppelt. Er hat offenbar Geschmach an der Sache gefunden; denn er hat später gelegentlich das höchst eigenhändige Köpfen als Sport betrieben, wenn er bei guter Laune war. Ein solcher unglaublicher Streich dieser Art wird dadurch beglaubigt, daß König Friedrich II. von Preußen es in seinen Werken erzählt. König Friedrich I. schickte einen Herrn von Prinzen als Gesandten nach Petersburg. Der Preuße ward, als er dem Zaren sein Kreditiv überreichen wollte, auf die Schiffswerft hingewiesen. Peter sah auf dem Oberdeck eines Schiffes und lud den Herrn von Prinzen ein, an einer Strickleiter heraufzuklettern. Bei dem ersten Schmause, dem der also eingeführte Gesandte bewohnte, ließ der Zar „aus über-

großer Lustigkeit“ zwanzig Staatsverbrecher aus dem Gefängnis holen und hieb bei jedem Kelchglas Brantwein, das er trank, einem der Unglücklichen mit dem Säbel den Kopf ab. Herr von Prinzen ward vom Zaren eingeladen, sich an dem Vergnügen zu beteiligen, und erregte beträchtliches Befremden, als er sich dessen weigerte. Als Peter 1717 in Berlin zu Besuch war, bedrohte er, wie die Markgräfin von Bayreuth in ihren Memoiren berichtet, aus einer geringfügigen Meinungsverschiedenheit seine Gemahlin mit den üblichen Worten: „Kopp ab!“ Sie ward sofort gefügig, weil sie die Scharfrichtertalente ihres Mannes offenbar kannte; man möchte sagen, sie traute ihm jede Schandtat zu: aber das wäre ja unparlamentarisch.

— Wie dick sind die Wolken? Wenn aus den Wolken der Regen unaufhörlich herabprasselt und in richtigen Schichten den Erdboden bedeckt, so meint man, es wäre unmöglich, daß so viel Naß aus den luftigen Gebilden herauskommen könne, die wir die Wolken nennen. Das kommt daher, weil man die Masse des gefallenen Regens meist zu überschätzen geneigt ist, während man unterschätzt, wie viel Feuchtigkeit in Luftschichten von mehreren hundert Metern Mächtigkeit enthalten sein kann. Die Dicke der Wolken ist daher von besonderem Interesse. Hauptsächlich die Beobachtungen bei Ballonfahrten könnten darüber Aufschluß geben. Wir finden das Material darüber in dem großen vorzüglichen Lehrbuche der Meteorologie von Prof. Julius Hann (das jetzt bei Lauchnitz in Leipzig in dritter Auflage neu erscheint) zusammengetragen, denn wir in der Darstellung folgen. Bei der Ballonfahrt von Barral und Bigio am 27. Juli 1850 wurde eine Wolkenhöhe durchkreuzt, die größtenteils aus unterkühlten Tröpfchen bestand und mehr als 5 Kilometer Dicke besaß. Die neueren Wolkenmessungen haben dergleichen ergeben, daß die senkrechte Mächtigkeit der Cumuluswolken (das sind Haufenwolken, deren Gipfel die Form einer Kuppel hat, während die untere Begrenzung wagerecht flach ist) mehrere Kilometer erreichen kann. Die Berliner Ballonfahrten haben einige sehr bemerkenswerte Erfahrungen geliefert. Die Hochfahrt vom 8. Mai 1894 ging zuerst in der Höhe von 1750 bis 5000 Meter durch eine Schneewolke, dann setzte sich diese als Eiskristallwolke bis 5,7 Kilometer fort, der noch ein Eisnebel bis zur Höhe von 7750 Metern folgte. Diese Wolkenlager waren also etwa 6 Kilometer mächtig. Auch bei der Fahrt vom 14. März 1893 wurde eine Eisnebelwolke von nahezu 5 Kilometern Mächtigkeit durchfahren. Die Potsdamer Wolkenmessungen haben Dicken von 50 bis über 4600 Metern ergeben; sie sind auch getrennt für die einzelnen Wolkenarten registriert. Die dicksten Wolken waren da die Plagregenwolken.

Der ausgezeichnete Wolkenforscher El. Ley gibt an, daß er im Winter bei kaltem Wetter nicht selten leichte Schneehäuer habe fallen sehen aus Wolken in etwa 300 Meter

Höhe und nur 120 Meter Dicke. Auch leichter Regen kann aus solchen Wolken fallen, namentlich über dem Meere. Im Winter sind Regenwolken von mehr als drei Kilometer Dicke äußerst selten, aber im Sommer hat Ley solche oft messen können und selbst noch mächtigere. Im Sommer sah er eine Gewitterwolke, deren unterste Fläche 300 Meter über dem Gipfel des Mont Blanc sich befand, während die Scheitel derselben sich 4800 Meter darüber erhob. Am 13. August 1867 konnte Ley die Dicke einiger Hagelwolken messen; die Unterfläche war etwa 1000 Meter über der Erde und die senkrechte Mächtigkeit betrug 7600 Meter. Aber selbst diese Dicke wurde im Sommer 1872 durch zahlreiche Gewitterwolken erheblich übertroffen, am 3. September 1867 und 4. August 1878 betrug deren Mächtigkeit 9700 Meter. Die Mehrzahl dieser Wolkenmassen von enormer Dicke lieferten schweren Hagel, doch einige derselben auch nur Regen. Messungen der Wolkenhöhen in den Tropen, meint Ley, würden noch erstaunlichere Ergebnisse liefern. Die Gipfel der höchsten Schichten der Regenwolken erreichten im Winter wie im Sommer die Zirkusregion, doch liegt diese im Sommer viel höher. Die Scheitel der enorm mächtigen Gewitterwolken, die eben genannt wurden, kann man aber selbst die Zirkus durchbrechen und deren Niveau um einige tausend Fuß überschreiten sehen.

H. W. Clayton hat sich bemüht, die Dicke der Regenwolken nach einer einfachen Methode zu bestimmen und die Abhängigkeit des Charakters der Niederschläge von der Dicke der Wolken festzustellen. Er kam zu dem Ergebnis, daß die Größe der Regentropfen und die Intensität der Niederschläge von der Dicke der Regenwolken abhängt. Wolken, deren Mächtigkeit geringer als 600 Meter ist, liefern selten Niederschläge oder ihr Regen ist sehr leicht. Bei einer Dicke von 600 bis 1200 Metern ist die Größe der Tropfen mäßig. Wenn die Dicke größer wird, wächst auch die Größe der Tropfen und gleichzeitig wird ihre Temperatur niedriger, bis sie Hagel fallen lassen kann — wenn die Dicke 1800 Meter überschreitet und bis 3100 Meter erreicht.

Wolken von so großer Mächtigkeit können sich natürlich nur in aufsteigenden Luftmassen bilden, sei es in den großen atmosphärischen Wirbeln oder bei lokalen Störungen des Gleichgewichts, wie bei den meisten Sommergewittern.

Die Dicke der Wolken ist also, wie wir hieraus ersehen, beschränkt. Das ist an sich ja selbstverständlich, denn die für die Witterung wichtigsten Luftschichten beschränken sich auf die 10 untersten Kilometer, reichen jedenfalls über 10 oder 15 Kilometer nicht hinaus. Größere Mächtigkeit werden wir daher bei den Wolken nie feststellen. Wolkenhöhen von 10 Kilometern Dicke sind jedenfalls schon die dicksten und kommen selten vor.

Artikel einkaufen lassen und mit den entsprechenden Waren der Genossenschaft zum Vergleich gestellt. Dabei zeigte sich ein ganz überraschendes Resultat.

In der Genossenschaft kosteten diese zwölf Artikel 2,70 Mark, bei der Konkurrenz jedoch 2,76 Mark, 2,80 Mark, 2,85 Mark, 2,90 Mark, 2,93 Mark und 3,01 Mark. Daraus ergibt sich, daß der Einkauf im Konsumverein billiger und vorteilhafter ist, als in anderen Geschäften. Die Qualitäten der Konsumvereinsware waren durchweg für den gleichen Preis besser. Bei Prüfung des Gewichts ergab sich folgendes Ergebnis: bei Geschäft A fehlten 73 Gramm, bei B 47 Gramm, bei C 45 Gramm, bei D 22 Gramm, bei E 67 Gramm, bei F 119 Gramm; beim Konsumverein waren 12 Gramm mehr. Auch aus diesem ergibt sich die Ueberlegenheit des Konsumvereins. Alle Mitglieder sollten sich das Ergebnis dieser Prüfung merken und sämtliche Bedürfnisse im Konsumverein einkaufen. Die sogenannten „billigen“ Preise existieren nur scheinbar. Um sich vor Uebervorteilung zu schützen, müssen die Mitglieder alles nur in ihrem eigenen Geschäft kaufen. Aber nicht nur das, es muß auch jedes Mitglied ein neues Mitglied werden; es muß jeder seinen Freund oder Nachbar auf die Vorteile des genossenschaftlichen Zusammenschlusses aufmerksam machen. Denn im Einkaufstorb liegt die genossenschaftliche Macht. Also vorwärts!

Fünf Kühe und ein Pferd, die in Deutsch-Krone mit dem Wasser des Schloßsees getränkt waren, verendeten. Der Grund soll Vergiftung durch eine Alge sein.

Schlochan-Flutob

Immer neue Badeopfer. Wie jetzt erst bekannt wird, sind am Sonntag in Raschenmühle die Fleischergesellen Fröhlich und Schulz beim Baden ertrunken. — Insgesamt sind im preussischen Osten in einer Woche mehr als dreißig Personen Opfer der Fluten geworden.

Durch einen Sturz vom Heurwagen brach in Wehnersdorf der Eigentümer Winegge das Rückgrat.

Verhängnisvoll war ein kurzes Gewitter über Zempelkorn. Ein Blitz setzte den Viehstall des Besitzers Julius Schmidt in Brand. Zahlreiches Vieh kam in den Flammen um. Der benachbarte Pferdebestand des Besitzers Gustav Erdmann brannte ebenfalls nieder.

Neustadt-Puzig-Karthaüs

Ein Handtaschenräuber wurde in Joppot nach einer aufregenden Jagd verhaftet. Eine Dame hatte ihr Handtäschchen, das eine goldene Uhr mit Kette, ferner 15 Mark enthielt, neben sich in den Sand gelegt. Ein elegant gekleideter, zwanzigjähriger Mann ergriff die Tasche und lief davon. Der Diebstahl wurde sofort bemerkt und der Spitzhube auf der Flucht vom dem Publikum gestellt. Er weigert sich, seinen Namen zu nennen.

Militärjustiz

Hartes Urteil wegen Majestätsbeleidigung und Verlogenheit der bürgerlichen Presse. Am verflohenen Donnerstag verurteilte das Kriegsgericht der 7. Division in Magdeburg den Mustetter Wagner von der 8. Kompagnie des 153. Infanterie-Regiments wegen Majestätsbeleidigung und Beleidigung der Richter des hiesigen Kriegsgerichts zu 3 1/2 Jahren Gefängnis. Der Angeklagte hatte unter ein Kaiserbild eine beleidigende Bemerkung geschrieben und eine Urteilsanfertigung in bezug auf die Richter mit der bekannten Redewendung aus „Göh von Berkingen“ versehen. Der Angeklagte gab den Tatbestand unummunden zu und erklärte, als er nach den Motiven seines Tuns befragt wurde, er wolle unter allen Umständen vom Militärdienst befreit werden, weswegen er nur, mit Zustimmung des Staatsanwalts, diesen Wunsch konnte das Kriegsgericht jedoch nicht erfüllen.

Sonntagmorgen in Nürnberg

Rings um den Stadtgraben führt die Straßenbahn längs der Grenze von Alt- und Neu-Nürnberg, vorbei an den Stadtmauerresten, vorbei an den Türmen, die da und dort in die Mauer gefügt sind, hier und da dahinter ein kurzer Blick in die engen alten Gäßchen, auf das Rot der Dächer, auf ein Chörchen, die den Mittelfenstern im ersten Stockwerk an so vielen Alt-Nürnbergern Familienhäuser vorgebaut sind, zur anderen Seite aber das ältere Neu-Nürnberg, die Willenstadt, die sich, von Parkstraßen durchzogen, rings um den Stadtgraben dehnt, durch sie da und dort ein weiter Ausblick in das jüngste Nürnberg, in das der Schlot und Essen, in das Nürnberg der Schuckert-Werke, des Stammhauses dieses Mamutbetriebes, dessen hohes Gemäuer das allerjüngste Nürnberg deckt, die ersten Ansätze der lieblichen Gartenstadt Nürnberg, die, förmlich in einen Föhrenforst gebettet, vorläufig einigen hundert Proletariern — Vätern, Müttern und Kindern — ein neues Leben eröffnet hat. Aber davon siehst du nichts auf dieser Fahrt rings um das älteste Nürnberg, um das Nürnberg Albrecht Dürers und Hans Sachsens. Das liegt weitab draußen und im Augenblick sind deine Sinne auf die Vergangenheit gerichtet, auf die Erinnerungswerte aus ruhmvollen alten Tagen, in denen hier ein kunstfertiges Geschlecht gehaust hat, das sich mit jedem Hause, mit jedem Stege, mit jedem Brunnen und jeder Zier selbst ein Denkmal gesetzt hat.

Noch eine Krümmung des Schienenweges und der Wagen hält vor dem Ziele, vor dem Tiergärtnerort, durch dessen Röhle der Weg zum Delberg führt, auf dessen Sandsteinfelsen Friedrich Barbarossa die Kaiserburg gestellt hat. Da hinauf geht dein Weg — vorbei an proletarischen Behausungen. Auf den Holztreppen sitzen Männer hemdärmelig, ihre Füße in Holzschuhen steckend, oder es stehen vor ihnen zum Kirchgang bereite Frauen, der Frau Nachbarin noch den Morgengruß zu bieten, und einige barfuß Kinder springen über das holperige Pflaster. In der Mitte eine kleine Rinne. Schmutzig und altersschwarz sind die Häuser der oberen Schmidtgasse, aber die Sonne, die vom Blau herniederlacht, überglänzt auch diesen Schmutz, und tiefen dir nicht die Plagen des Lebens über den Weg, du

Als unser Magdeburger Parteiorgan den Kriegsgerichtsbericht veröffentlicht hatte, druckte ihn andern Tages die nationalliberale Magdeburger Zeitung ab und bemerkte dazu, daß „etwas frischeres und hinterlistigeres kaum zu denken sei, als dieses planvolle Propagieren von Fälschen, die sich zu Agitationsmaterial eignen. Jetzt möchten sich diese Fanatiker mit höchster Eile die strengsten Strafen selber bestellen, um sie nachher ausbeuten zu können.“

Das Blatt stellte also die hirnverbrannte Behauptung auf, daß die Sozialdemokraten mit vollem Vorbedacht Straftaten begehen, um sich auf Jahre hinaus ins Gefängnis oder Zuchthaus sperren zu lassen und dann den Militarismus anklagen zu können. Andere bürgerliche Wärrer im Reich, wie die Post und die Deutsche Tageszeitung haben den Fall auch aufgegriffen und glauben ebenfalls ihn gegen die Sozialdemokratie auszuschlachten zu können. Die Art der Magdeburger Zeitung ist ihnen allerdings zu dumm und zu läppisch; sie beschränkten sich darauf, den verurteilten Soldaten als Sozialdemokraten zu bezeichnen. Die Deutsche Tageszeitung nennt ihn ein „angenehmes Produkt sozialdemokratischer Erziehung“ und die Post heißt ihn einen „sozialdemokratischen Rohling“.

Es sei demgegenüber bemerkt, daß der Verurteilte nicht die geringsten Beziehungen zur Sozialdemokratie gehabt hat. In der Gerichtsverhandlung ist nicht mit einem Wort der Sozialdemokratie Erwähnung getan und nicht der kleinste Anhalt dafür zutage gefördert worden, daß der Angeklagte Sozialdemokrat war oder zur Sozialdemokratie Beziehungen hatte. Wäre das der Fall gewesen, so hätte sich der Vertreter der Anklage diesen Umstand jedenfalls nicht entgehen lassen.

So also liegt der Fall in Wirklichkeit. Man braucht nur die Tatsachen für sich wirken zu lassen und hat dann gar nicht nötig, den niederträchtigen Versuchen der bürgerlichen Presse, den Fall der Sozialdemokratie an die Rockschöße zu hängen, entgegen zu treten.

Gewerkschaftliches

Gesamtausperrung in der Solinger Waffenindustrie? Wie schon bekannt, streikt in Solingen ein Teil der Waffenarbeiter. Die Unternehmer haben bisher vergeblich versucht, die freien Arbeitsplätze mit Arbeitswilligen zu besetzen. Nunmehr scheint der Streik infolgedessen eine Wendung erfahren zu sollen, als die Unternehmerverbände sich mit der Absicht tragen, eine Gesamtausperrung der Solinger Waffenarbeiter herbeizuführen. In diesem Falle kämen über 1000 Arbeiter in Betracht.

Soziales

Das unästhetische Brausebad. Aus Göttingen wird dem Berl. Tagebl. geschrieben: In den sämtlichen evangelischen Volksschulen der Stadt Göttingen sind Brausebäder eingerichtet, die für Knaben und Mädchen getrennt sind. Auf Antrag der katholischen Volksschule hatten die städtischen Kollegien vor einiger Zeit beschlossen, auch in dieser Schule ein Brausebad einzurichten und hatten hierfür 7000 Mark bereitgestellt. Die Arbeiten sind jetzt ziemlich vollendet und sind genau in derselben Weise ausgeführt worden, wie in den evangelischen Volksschulen. Nun hatte plötzlich das katholische Pfarramt als Aufsichtsbehörde der katholischen Volksschule gegen die Art der Einrichtung des Brausebades Bedenken erhoben, weil es unästhetisch sei, wenn beim Baden die unbekleideten Kinder, ganz gleichgültig, ob es nun Knaben oder Mädchen seien, sich gegenseitig sehen könnten. Das Pfarramt wünschte, daß für jeden der Badenden ein besonderer geschlossener Raum geschaffen werde, widrigenfalls es die Benutzung des Brausebades durch die Schulkinder nicht zulassen könne. Die städtischen Kollegien konnten sich von der Notwendigkeit, für die katholische Volks-

schule andere Badeeinrichtungen zu schaffen, wie für die evangelischen Volksschulen, nicht überzeugen, und man vertritt die Ansicht, daß, wenn das nach dem Vorbilde der anderen Schulen angelegte Brausebad den Wünschen des Schulvorstandes nicht entspreche, die katholische Volksschule eben auf die Vorteile eines Schulbrausebades verzichten müsse.

— Eine vorbildliche Stadtverwaltung in Holland. Der holländische Gemeindefacharbeiterverband machte anlässlich seiner Tagung in Amsterdam einen Ausflug nach der nahen Hafenstadt Zaandam. Dort wurden die Delegierten auf dem Rathaus offiziell durch den Bürgermeister Genossen Ter Laan empfangen. Zaandam hat eine sozialdemokratische Verwaltung und ist mit seinen Arbeitsbedingungen für die Gemeindefacharbeiter vorbildlich. Die Stadt hat auch den Wärrerstandtag für die Gemeindefacharbeiter eingeführt. Genosse Ter Laan sprach seine Freude darüber aus, eine so große und tüchtige Gewerkschaft offiziell ehren zu können. Er begrüßte insbesondere den Vertreter des Internationalen Gemeindefacharbeitersekretariats, Genossen Alwin Mohs aus Berlin-Schöneberg, und betonte die internationalen brüderlichen Beziehungen, die die Arbeiter der ganzen Welt verbinden. Genosse Mohs antwortete, daß wir in Preußen-Deutschland bei unserem bureaukratischen und militarischen Geist noch nicht daran denken können, die Rechtspositionen zu erlangen, die in Holland die Gemeindefacharbeiter haben: er wünschte, daß in Deutschland auch sozialdemokratische Mehrheiten in den Gemeindeverwaltungen ähnlich vorbildlich wirken könnten, wie hier, und daß das gute Einvernehmen zwischen Arbeitern und Stadtverwaltung immer so bleiben möge.

— Die Konsumvereine als Steuerzahler. Wir entnehmen der Konsumgenossenschaftlichen Korrespondenz: Im Bayerischen Landtage behauptete am 17. Juni der Finanzminister v. Breunig, die Steuer, die die Konsumvereine zu zahlen hätten, sei in der Regel eine außerordentlich geringfügige. Demgegenüber stellt Verbandssekretär Jährig-Wilkinson fest, daß im Jahre 1912 die 106 bayerischen Konsumvereine des Zentralverbandes an Steuern und Umlagen zahlten:

1. 91 387,50 Mt. Einkommensteuer, pro Verein im Durchschnitt	861,67 Mt.
2. 16 089,50 Mt. Gemeindesteuern	151,77 Mt.
3. 38 478,78 Mt. Kreisumlage und Handelskammerbeitrag	352,93 Mt.
4. 3 188,04 Mt. Haus- und Grundsteuer	30,07 Mt.
5. 127 818,95 Mt. Gemeinde und Distriktsumlagen	1 265,78 Mt.
276 905,17 Mt. Gesamtsteuerbetrag der 106 Konsumvereine, pro Verein i. Durchschnitt	2 812,28 Mt.

ohne die Steuern und Umlagen der in den Konsumvereinen beschäftigten Personen. Wenn angesichts dieser Summe noch erklärt wird, „in der Regel ist die Steuer, die die Konsumvereine zu zahlen haben, eine außerordentlich geringfügige“, so kann man dazu nur sagen: Wenn alle Gewerbetreibende und Fabrikanten verpflichtet wären, ihre Bilanzen vorzulegen wie die Konsumvereine, dann brauchte der Finanzminister sicher nicht auf die Suche nach neuen Steuern zu gehen!

— Ein allzu „liebvoller“ Prinzipal. Eine merkwürdige Auffassung von angemessenen Umgangsformen gegenüber den weiblichen Angestellten zeigte der Kaufmann Pinkus, Besitzer eines Konfektionsgeschäftes in der Jerusalemstraße in Berlin. Gegen ihn erhob die 17jährige Verkäuferin Helene S., ein auffallend hübsches Mädchen, vor dem Berliner Kaufmannsgericht Klage. Das junge Mädchen war auf einen Monat zur Probe engagiert. Noch bevor die Probezeit abgelaufen war, richtete es B. eines Tages so ein, daß er allein mit dem jungen Mädchen im Geschäftslokal war. Er tat, als ob er es mit der jugendlichen Angestellten sehr gut meine, hob sie, scheinbar im Scherz, auf den Schreibtisch in seinem Privatkontor und wollte mit auffallenden Zärtlichkeitsbeweisen aufwarten. Als die junge Verkäuferin den Chef fragte, was denn das alles zu bedeuten habe, erklärte ihr dieser ganz ruhig, sie brauche keine Angst zu haben; es könne durch die ganze

würdest kaum aufmerksam. Aber da läuft schon eine. Zur Linken steigt die Felsenmauer des Burggartens an. Eine Nische ist in sie gefügt und aus ihr sprudelt ein lebendiger Quell. Vor ihm steht eine Proletarierin und auf dem Beine hat sie eine Butte stehen, so ganz anders, als die unseren sind. Nicht aus Holz, umspannt mit zinneren oder kupfernen Reifen, sondern aus Zinn selber und außen übergossen von rotem Kupfer und als Radenschuß und Zier zugleich ein nach innen geschwungener Auffah der Rückenwand der Butte, das beim Tragen schlenkernde Wasser abzuhalten. In schönen geschwungenen Linien hebt sich der Auffah. Die Frau rüflet sich, die Buttenbänder über die Achsel zu legen. Oben im ersten Stockwerk lehnt einer gemächlich seinen Oberkörper in den Junimorgen hinaus. Er muß ein Wort der Hilfsbereitschaft der Wasserträgerin zugerufen haben. Ich höre nur ihre Antwort: „Na, Max, i hab's schon!“ Ein Ruck und die Butte sitzt ihr auf dem Rücken. Aber nur langsam legt sie ihren Schritt, das Schlingern zu vermeiden. Wie eine ganz, ganz Alte, so humpelt oder schlurft sie über den Weg. Es muß doch recht schwer sein, dieses Wasserbüttlein. Bei der Rinne macht sie halt und neigt ein wenig den Oberkörper nach links, etwas Wasser über den Rand zu gießen. Matsch, matsch! In der Rinne rieselt ein Bächlein, bald durstig verschlungen. „Na siehst!“ sagt der da oben. Sie aber setzt ihren Weg fort. Ihr linker Ärmel ist tüchtig naß geworden. Jetzt ist sie bei der Stiege und bald auch oben, früher als du auf dem Turm im vorderen Burghof, von dem aus dein Blick das Schöne nicht erst suchen muß.

Dem Süden zu liegt Alt-Nürnberg dir zu Füßen. Eine Draufficht auf die roten Dächer, Kuppeln und Türme, ein einzig schöner Blick, den wohl der Sonnennebel etwas trübt, den er aber nicht verschleiern kann. Zur Rechten die kupferne Kuppel der Elisabethkirche, grün umspinnen, vor dir ein Dachgärtchen, zwischen diesem und der grünen Kuppel noch zwei so grüne Inseln in das Fiegeleut der Steildächer gefügt. Dort auch ein Stück des grünen Stadtgrabens. Hinter dem Dachgärtchen vor dir noch drei grüne Nischen im Rot des Dachwerkes, die drei Türme des alten Rathauses. Da und dort bis zum Dache ragend eine frischgrüne Laubkrone, ein Zusammenklang von Rot und Grün, wie ihn nur eine freudig gebende

Natur bieten kann, der kunstfrohe Menschen gern dienen. Da und dort ragen graue Spitzen über das Rot und Grün der Mauer. Die Kirchtürme, die, in der die Gebeine des heiligen Sebaldus ruhen, hier, dort die Liebfrauenkirche, „wo die sieben Kurfürsten um zwölf Uhr herauskommen“, sagt der Türmer, der dir in Anhoffnung des Trintgeldes nicht von der Seite weicht. Gib ihm die paar Groschen, gehe rasch ums Ganze und dann genieße die Einsamkeit, lug dann allein hinaus in die alten Zeiten, die da greifbar vor dir liegen.

Lug von oben in den Burghof im Westen des Turmes. Schlang steigen neben der Pforte zwei Pappeln bis zum Dache hinan und darüber hinaus und hinter ihnen grüht der magere Wipfel der Gerichtsfinde übers Dach, die der Sage nach des deutschen Kaisers Heinrichs des Zweiten Frau Kunigunde gepflanzt hat, fast ein Jahrtausend vor unseren Tagen. In ihrem Schatten wurde Gericht gehalten und konnten sie das Recht nicht finden, die mächtigen Herren, dann zerrten die Rechte die Opfer in den zweiten Burghof jenseits des Turmes, auf dem du nun stehst, dort, wo der Kornspeicher mit seinem hohen Steildach stand und heute noch steht, bewacht von einem dritten Turm, zu dessen Füßen das grausame Gerichtsspiel so oft ein Ende mit Schreden fand. Geh nun zum Ostfenster und schau in den grünen Frieden zu deinen Füßen. Auf dem baumbestandenen Rasen haften sich einige Kinder und ihr heiteres Lachen erklingt bis zu dir. Folge dem Weg zum Turm und achte der schmalen Pforte an seinem linken Anbau — weithin kommt du es lesen, das Schreckenswort „Folterkammer“, das über diesem Pfortchen steht. Wieviel aufrechte Menschen mögen diesen Weg gegangen sein, um zermartert und zerschunden wieder vor die Richter zu kommen oder aber, um ihr Leben zu verhauchen in dieser engen, düsteren Kammer, in die nichts leuchtete von der Schönheit und der Kunst der Dürer-Stadt.

Dann steigt du wieder die Stufen der hölzernen Treppe hinab und über den holperigen Stein des Delbergs dem Blage zu, der Albrecht Dürers Namen trägt, vorbei an geknickten Chörchen und vorbei an Toren, vom Holzbildhauer und Schmied gleich kunstvoll gearbeitet, und ehe du dich versiehst, siehst du im Bratwurstglocklein, dort, wo Dürer saß und gleichzeitig der Schwabenfahrer, Schriftsteller und Ratsherr Willibald Pir-

niemand sehen, was im Privatkontor vor geht. — Es gelang dem jungen Mädchen noch rechtzeitig, den Armen dieses allzu liebevollen Arbeitgebers zu flüchten. Sie verlangte mit der Klage ihr Recht, die Abkündigung der Probezeit, um der Verurteilung zu entgehen, was es der Beklagte war, der Klagerin ihr Guthaben einen Tag vor dem Termin direkt einzuführen.

Vermischtes

Wierundzwanzigstündiger Flug im Aeroplan.

Zu dem „Weltweiterflugrekord“ des ostpreussischen Piloten Böhm schreibt das Berliner Tageblatt:

Böhm startete am Freitag nachmittag um 5 Uhr 53 Minuten mit 600 Liter Benzin und 50 Kilo Del. In einer kleinen Thermosflasche nahm er kalten Kaffee mit; zum Essen hatte er etwas Schokolade und Reis an Bord. Der Apparat ging trotz der großen Belastung gut hoch und — um Benzin zu sparen — flog der Pilot in langsamem Tempo weite Kreise um den Flugplatz. Zuerst hatte er eine Höhe von 100 Metern, gegen Abend, als auf dem Flugfeld die Leuchtleuchten aufstrahlten, schraubte sich Böhm in größere Höhen und vertiefte für kurze Zeit das Johannisthaler Gebiet, um nach Berlin und Potsdam kleine Abstecher zu machen. Gegen Mitternacht verweilte er jedoch wieder im Gebiet von Johannisthal und flog in 300 bis 400 Metern Höhe Runde auf Runde. Bis zum Vortag veränderte der Flieger seine Höhenlage nicht, und erst gegen Mittag, als die heiße Sonne die Luft verdichtete, wärmer und trockener machte, stieg das Flugzeug höher. Runde auf Runde flog der Flieger und schwebte schließlich kaum mehr sichtbar, in 2000 und 2500 Metern Höhe. Langsam kam dann — um 2 Uhr — die zwanzigste Stunde des Fluges; der Flieger ging wieder in eleganten, sicheren Spiralen herunter, um in 300 Metern Höhe den Flug fortzusetzen. Das Flugfeld, das in den Morgenstunden ohne Besucher gewesen war, füllte sich allmählich, da die kritische Stunde nahte, die den neuen Weltrekord bringen sollte. Fünfzehn Minuten mußte Böhm länger fliegen als Landmann, wenn sein Flug als Rekord die Anerkennung der Behörden finden sollte. In ängstlicher Spannung sah man dem Flieger nach, der in monotoner Gleichmäßigkeit Runde um Runde flog. Bis schließlich um 3 Uhr 42 Minuten die Zeit Landmanns erreicht war. Ein kleiner roter Ballon ging hoch, um dem Piloten diese Meldung zu bringen. In den Albatros-Schuppen wurde es lebendiger, ein Flugzeug wurde herausgeholt und Böhms Kamerad Kiepert stieg auf, um mit dem Rekordflieger einige „Begrüßungsrunden“ zu fliegen. Auch aus einem anderen Grunde verdient dieser Flug kollegialer Heiligung Interesse: Gegen 3 Uhr zogen im Osten dräuende Gewitterwolken auf, und es schien, als wolle sich Reinhold Böhm entfliehen, seinen Flug abzubrechen. Durch den Flug seines Kollegen Kiepert, der den Gewitterwolken direkt entgegenflog, wurde er jedoch beruhigt und setzte in monotoner Gleichmäßigkeit seine Runden fort. Bis um 3 Uhr 57 Minuten der neue Dauerweltrekord aufgestellt war! Trotz des immer näher kommenden Gewitters und des fernen Donners flog der Flieger unbeirrt weiter. Es wurde 4 Uhr, es wurde 5 Uhr, und noch immer tönte das leise Brummen und Surren des mit großer Gleichmäßigkeit arbeitenden Motors. Auf dem Flugfeld wurde es lebhafter; Automobile rollten heran, ein Klein-Auto brachte einen Kranz für den neuen Sieger der Lüfte und einen Korb mit Sekt, um ihm bei seiner Landung einen Begrüßungstrunk zu bieten. Nur eine Frage beschäftigte um diese Stunde die Hunderte von Menschen, die sich auf dem Flugfeld eingefunden hatten: Wird der Flieger vierundzwanzig Stunden in der Luft bleiben, einen ganzen Tag fliegen? Langsam verstrichen die Minuten, näher und näher kam die sechste Stunde, die den ersten vierundzwanzigstündigen Flug der Welt bringen sollte. Eine fröhliche Begeisterung hatte sich ergoffen, und lauter Jubel brach los, als die erlebte Zeit kam, die den Flieger noch in den Lüften sah. 6 Uhr war es, 6 Uhr 1 Minute,

6 Uhr 2 Minuten. Ein paar Automobile, überfüllt mit begeisterten Menschen, rasten über die Wiese auf das Flugzeug, das um 6 Uhr 3 Minuten nach einem Fluge von 24 Stunden und 10 Minuten glatt gelandet war. Sachend empfing Böhm, der früher auslief, als allgemein erwartet wurde, die zahlreich erschienenen Glückwünsche. Ein Auto entführte den Flieger dann schnell. Kurz vor den Albatros-Werkstätten hielt der Wagen; dort standen Professor Hergesell, Major v. Schudi und andere Herren vom Deutschen Luftfahrerverband. Professor Hergesell überbrachte dem Weltrekordmann die Glückwünsche des Verbandes und einen schönen, mit den deutschen Farben geschmückten Lorbeerkranz. Im Bureau der Albatros-Werke nahm dann Reinhold Böhm, nachdem ihn ein erfrischendes Glas Sekt getränkt hatte, die zahlreichen Glückwünsche seiner Direktion, seiner Kollegen und Freunde entgegen. Ein Auto brachte ihn darauf zu seiner Familie.

— Ein 6000 Kilometer-Ferngespräch. Die Amerikaner hoffen bei der großen Weltausstellung in St. Francisco mit einer telephonischen Seinfaltung aufwarten zu können: bis dahin gedient man in der Lage zu sein, eine direkte telephonische Verbindung von Newyork nach San Francisco zu ermöglichen. Was das heißt, wird man daraus ersehen, daß die Entfernung zwischen den beiden großen Häfen des Atlantischen und des Stillen Ozeans rund 6000 Kilometer beträgt, während jetzt in Europa mit Hilfe überirdischer Linien im Höchstfall auf 1800 bis 1800 Kilometer Entfernung gesprochen werden kann. Deutlich hört man in Europa nur bis zu 1400 Kilometern. Darüber hinaus nimmt die Vernehmbarkeit der Worte erheblich ab und ist bei 1600, im allergünstigsten Falle bei 1800 Kilometern so gering, daß man von einer Verständigung nicht mehr reden kann. Die Amerikaner haben nun, allerdings unter enormen Kosten, eine weitere Verbesserung zustande gebracht. Um die Leitungen gegen Induktionseinflüsse oder atmosphärische Störungen zu schützen, legen die amerikanischen Ingenieure die Linie Newyork—San Francisco durch unterirdische Kabel. Es ist ihnen auf diese Weise gelungen, bereits eine vorzügliche telephonische Verbindung zwischen Newyork und Denver im Staate Colorado, d. h. über eine Entfernung von 4000 Kilometern herzustellen und es ist daher ziemlich wahrscheinlich, daß übers Jahr, wenn die Weltausstellung eröffnet wird, Newyork und San Francisco in direktem telephonischen Verkehr stehen werden.

— Ist eine Wandlung von Elementen erwiesen? Nachdem das Radium die früheren Grundanschauungen über die Beständigkeit des Stoffes erschüttert hat, steht auch das alte Gesetz von der Unveränderlichkeit der Elemente nicht mehr auf sicheren Füßen. Was noch vor wenigen Jahrzehnten als ein phantastischer Traum der Alchimisten verspottet wurde, daß es nämlich möglich sein sollte, ein Element in ein anderes zu verwandeln, ist jetzt zur Wahrscheinlichkeit geworden — manche Naturforscher würden vielleicht bereits sagen: zur Gewißheit. Vorläufig bestehen innerhalb noch Zweifel, ob diese ungeheure Erkenntnis als Tatsache betrachtet werden kann. Aus den letzten Jahren liegt eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten vor, die auf eine Entdeckung der Frage hindeuten. Am stärksten tritt Professor Norman Collie dafür ein, der die Gase Helium und Neon durch elektrische Entladungen in Gefäßen erhalten haben will, in denen sie zuvor nicht enthalten waren und in die sie auch nachträglich nicht hineingelangt sein konnten. Zu demselben Ergebnis kam auch Dr. Patterson bei einem Vortrag in der Londoner Chemischen Gesellschaft, indem er die Entstehung von Neon gleichfalls durch elektrische Entladungen anzeigte, die in einer reinen Wasserstoffatmosphäre bei niedrigem Druck verursacht worden waren. Der berühmte Physiker Ramsay zeigte in derselben Sitzung an, daß er in Röntgenröhren eine Bildung von Helium beobachtet hätte. Dem Laien würde diese Tatsache ohne weiteres als bündiger Beweis erscheinen, daß eine Veränderlichkeit der Elemente besteht. Doch die Naturforscher sind vorsichtig und wollen diesen Schluß noch nicht ziehen. Sie nehmen die beobachteten Erscheinungen lieber vor-

häufig noch als Rätsel hin, an dessen Lösung weiter gearbeitet werden muß. Professor Collie ist vor allem darauf bedacht gewesen, diese Experimente unermüdetlich zu wiederholen. Es war dabei nicht leicht, die Verflüchtigung abzugeben, daß in den Röhren, wo nach dem Durchgang der elektrischen Entladungen Helium und Neon erschienen waren, vorher durchaus keine Luft, in der diese Gase stecken, gewesen oder von außen hereingekommen war. Der Gelehrte holte sich noch andere zuverlässige Fachgenossen heran, um mit ihnen gemeinsam zu prüfen, ob sicher keine Fehlerquelle dabei übersehen worden war. Es ist aber nicht gelungen, eine solche zu finden, und das Rätsel bleibt infolgedessen bestehen. Die nächste Überraschung auf diesem Gebiet ist die Ankündigung von Dr. Masson, daß in einer Quecksilberdampfampe aus Quarz, nachdem sie 4000 Stunden lang gebrannt hatte, gleichfalls Helium und Neon nachzuweisen waren. Es wurde eine besondere Lampe dieser Art in der Gestalt eines umgekehrten U hergestellt, deren beide Enden in Quecksilber getaucht, also durchaus gegen jeden Luftzutritt abgesperrt waren. Daß das angewandte Quecksilber niemals zuvor mit jenen beiden Gasen in Berührung gekommen war, konnte mit aller Bestimmtheit festgestellt werden. Dennoch entstand der Verdacht, daß die Gase aus diesem Metall kamen, da ihre Ausscheidung sich jedesmal eine Zeitlang verzögerte, wenn das Quecksilber erneuert worden war. Ueberhaupt scheinen manche Metalle, wenn sie einer längeren elektrischen Entladung ausgesetzt gewesen sind, seltene Gase zu entwickeln. Die Leichtmetalle Kalium, Natrium und Lithium, sowie das Quecksilber ergeben vorzugsweise Helium; das Aluminium besonders Neon; Silber und Kupfer bald das eine bald das andre Gas. Ob wirklich eine Umwandlung der Metalle vorliegt, läßt sich also immer noch nicht entscheiden, doch kann die Möglichkeit nicht länger abgewiesen werden, zumal die Veränderlichkeit der strahlenden Elemente Radium, Thorium, Uranium bereits als Tatsache betrachtet werden kann.

— Aus dem Theaterleben. 30 Mark Gehalt und 700 Mark „Trinkgeld“. Ein recht eindeutiges Angebot für Schauspielerinnen machte der Direktor des „Palais de Danse“ in Hannover. Er suchte vermittle eines Insuperates Schauspielereinnahmen, die zur Qualifizierung für sein Unternehmen nur Jugend und Schönheit mitzubringen brauchten. Talent war sozusagen Nebensache. Da die beiden Attribute viele beschäftigungslose Schauspielerinnen zu haben glaubten, so meldete sich auf das Inserat eine große Anzahl von Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts. Ihnen allen ging dann ein gleichlautendes Schreiben zu, in welchem die Direktion mitteilt, daß sie „junge hübsche, gebildete Damen mit heiterem Gemüt“ als Gesellschaftsdamen für ihr Ballhaus zu engagieren sucht. Die Damen müssen Unterhaltungsgabe besitzen, sowie über gute Umgangsformen und schicke Toiletten verfügen. Die Dienstzeit sei von 10 Uhr abends bis 3 Uhr nachts. Die „Gage“ betrage 30 Mark monatlich und freies Abendbrot, dazu kämen aber noch die „Trinkgelber“, die sehr üppig seien. „Nach unseren Erfahrungen“, so heißt es in dem Werbeschreiben wörtlich, „erhalten bei uns die Damen monatlich bis zu 700 Mark Trinkgelber“.

Mehrere Schauspielerinnen, die dieses „verlockende“ Angebot erhielten, übergaben das Schreiben der Ballhausdirektion sofort dem Präsidium der Deutschen Bühnengenossenschaft, das sich schleunigst mit der Polizeidirektion in Hannover in Verbindung setzte. Diese ließ auch dem unternehmungslustigen Direktor eine dringende Verwarnung zuteil werden. Mit einer „Verwarnung“ wird man freilich gegen die kapitalistische Verjüngung des Theaterlebens nicht viel ausrichten.

— Nichtauftreten des Schauspielers wegen Nahrungs-sorgen. In den Bühnenverträgen wird dem Schauspieler meist die sofortige Entlassung angedroht, wenn er, mit Ausnahme unabwendbarer Abhaltung, zum Auftreten nicht erscheint. Auf Grund einer demüthigen Bestimmung war der Schauspieler T. von der Direktion eines Stadttheaters in Thüringen sofort entlassen worden. T. hatte am Abend vor der Entlassung eine bestimmte Rolle zu spielen, war aber zur Aufführung nicht erschienen. Als Grund seines Nichterscheinens gab er an, der Direktor hätte ihn mit der Zahlung der Gage im Stich gelassen. Er hätte infolge dessen mit seiner Familie Nahrungs-sorgen gekümmert und wäre infolge gänzlicher Entkräftung außerstande gewesen, am fraglichen Abend zu spielen. Mit hungrigem Magen verjage auch die Kunst des größten Schauspielers.

Landgericht und Oberlandesgericht kamen zur Abweisung des klagenden Schauspielers. Sie erblickten beide in dem Vertragsbruch verdeden und beschönigen sollte. — Das Reichsgericht hob jedoch das Urteil auf und verwies es an die Vorinstanz zurück. „Daß der Schauspieler T. in der Tat Nahrungs-sorgen schwerster Art hatte und infolge Nahrungsmangels entkräftet war, habe der Direktor gar nicht bestreiten wollen“, so sagt das Reichsgericht in der Begründung. Er wollte mit dem Gelde, das er beanspruchte, sich etwas zu essen kaufen, gerade um sich in den Stand zu setzen, seinen Vertragspflichten nachkommen zu können. Unter diesen Umständen läge für die Annahme, daß Kläger den Hunger nur als Vorwand benutzte, kein ausreichender Grund vor.

Literatur

Volkslieder für Heim und Wanderung. Im Auftrage der Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands, herausgegeben von Hermann Böse. Berlin 1914. Verlag: Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68, Lindenstraße 69. Preis im Buchhandel 1,50 Mark, für Jugendausschüsse und Arbeitervereine 50 Pf.

Das Büchlein enthält 300 schöne Volkslieder, die wohl besonders gern von unserer Jugend im Heim und auf der Wanderung gesungen werden. Die Melodie eines jeden Liedes ist in Noten angegeben, 100 Lieder sind mit Akkordbezeichnung versehen.

Das handliche Buch, das sich in einem schlichten und praktischen Gewand präsentiert, kann allen Freunden und Freundinnen des Gesanges, jungen wie alten, nur empfohlen werden.

heimer, der Erzähler Peter Bischof, die Bühnener Adam Kraft und Veit Stoß, der Ratschreiber Lazarus Spengler — Hans Sachs — alle um die Wende des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts Stammgäste des „Glöckleins“. Dürer genau vor vierhundert Jahren in der besten Schaffenskraft, 43 Jahre alt; Karl Stoß, der älteste der Runde mit seinen 67 Jahren; Peter Bischof 53 und Hans Sachs noch ein junger Geselle von 18 Jahren, vielleicht Lehrling gar noch, der erst den Schoppen für den Meister holte und ehrfürchtigen Blickes auf den Tisch der Alten gesehen haben mag, deren Ruf und Namen auch schon zu ihm gedrungen sein mochten. Zwei Jahrzehnte später sah er selber als Spätmacher und geringelener Gast an dem gebührenden Tische und ließ sich seine Prätwürste und sein Kraut gut schmecken und dazu seinen Schoppen. So liegt von der Stammtischherrentafel an der Wand dein Bild zurück in ein anderes Bild der alten Tage. Aber das Leben ist stärker.

Der Infanterist neben dir erhält von dem frühen Mädel neben sich allerlei gute Lehren und die rufen dich in das Jetzt zurück.

„No zwaa Krügel kriag' m'r.“ schaff' sie an. Der Küllner bringt den braunen Trank in schönen Krügel mit zinnernen Deckeln.

Das Mädel schiebt dem Soldaten eins hin. „Dös kammt eich'ich'ich' is a schöner Zinndeckel . . .“ scherzt sie . . .

Auch der Hieronymus Baumgärtner ist dagelassen, ein noch jüngerer als Hans Sachs . . .

„Über am schönern is 's in Hamburg.“

„Berlin is a schön, konmt es daboam sag'n, daß i dich wer und g'und.“ wieder das Mädel. „und daß i' mit in Ruh' lassen soll'n . . .“

An den Wänden die Standbilder der Alten und Zinn-trüge in Holzstellen und der Küllner aufdringlich mit seinen An-sichstücken. Das Mädel aber unermüdetlich.

„Bis in Februar hab' i dierhundert Mark'n erspart, da bin i scho fünfzwanzig's Jahr' alt, da derf' i dann ohne ihre Erlaubnis lohn'n. Mir ein' is jo nig z' mach'n. Ihr seids ja so schön. Traus ein' ja net. Aber ih' lohn' sicher umi zur Rimi nach Chicago.“

Der Soldat legt und „schaut“ nur, wos dös Mädel in

ih' hat“, und dazu trinkt er. „Indes hast du deine fünf Prätwürsteln in zwei Gabelstücken erledigt, zähst deine „fufzig“ Pfennig und gehst. Draußen in der Küche röstet die Köchin weiter die Würstchen am offenen Feuer des Holzschens — rüdständig wie einst, aber den lieben Fremden zu Ehren auch echt wie einst.

Dann umfängt dich die Kühle des Rathausdurchganges, du machst den zwei feineren Löwen die Aufwartung, bummelst zum Hauptmarkt, zur Museumsbrücke — Venedig in Nürnberg, die Häuser aus der Begnig wachsend, offene Holzbalkone, an den Brüstungen das leuchtende Rot der hängenden Pelargonien und da drüber gar die venezianische Brücke mit dem garnicht venezianischen Namen Fleischbrücke, die Königstraße und endlich der Tugendbrunnen, diese erzene Huldigung für die säugende Mutter. Aus sieben Frauenbrüsten schießen im Bogen die Wasserstrahlen in das Becken — der Lebensborn, der aus Frauenbrüsten quillt. Engel darüber als Herolde. Aus ihren Tosaunen quillt auch das Raß. Auch wenn er nicht sein Will-nis mit verewigt hätte, der Künstler Benedikt Wurzelbauer, sein Werk, das nun fast vier Jahrhunderte die Menschen freut, das vom sechzehnten bis ins zwanzigste ragt, es wird noch bestehen, wenn aus allen Tugend oder Laster gleich viel gelten werden. Endlich die Lorenzkirche. Der Pastor setzt gerade auseinander, wie wenig Ursache wir (die Tugendhaften) haben, auf die Zöllner und Sünder mit Verachtung herabzusehen, wie wir alle so garnicht sagen können, ob nicht auch wir solche Zöllner und Sünder geworden wären, wenn aus unsere Umgebung oder andere glückliche Umstände oder Einflüsse nicht vor diesem Schicksal bewahrt hätten. Dann singt die Gemeinde . . . Du aber wandelst weiter und träumst von Chörlein zu Chörlein, von Tor zu Tor, bis dich wieder das Klingeln einer Elektrischen erinnert, daß du Alt-Nürnberg schon wieder hinter dir hast.

Dann strebst du hinaus ins Freie und dort träumst du weiter von den alten Tagen, die dir kaum wo lebendiger werden können als in diesem Stück des Mittelalters, das eine kunstförmige und pieziwolle Bürgerchaft bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Nur die Sonne soll dir glängen, wanderst du auch einmal an einem Sonntagmorgen auf diesen Pfaden. Mag Winter.

Wenn die besitzenden Klassen die Bevölkerung vermehren wollen, dann sollten sie vor allem einen genügenden Markt für ihre Produkte einführen und die Erzeugnisse der Landwirtschaft vermindern. Nach unserer Überzeugung gelangt das Proletariat umso schneller zum Siege, je mehr seine Zahl answächst. Aus politischen Gründen sind wir gewiß gegen die wunderliche Idee „eines Gebürtstreifs“, aber gegen den staatlichen Gebürgzwang wird sich die Sozialdemokratie innerhalb und außerhalb des Reichstags zu wehren wissen.

Politische Uebersicht Deutschland

Berlin, 14. Juli. Wie eine Korrespondenz wissen will, wird der Gesetzentwurf über das Erbrecht des Staates dem Reichstag nicht wieder vorgelegt werden.

Für die Landtagswahl in Frankfurt a. O., die durch den Tod des fortschrittlichen Abgeordneten Kell notwendig geworden ist, wurde von der fortschrittlichen Volkspartei der Syndikus der Berliner Handelskammer, Oscar Meyer, aufgestellt.

Das amtliche Ergebnis der Koburger Reichstagswahl. Bei der Reichstagswahl am 10. d. M. im Wahlkreis Koburg-Gotha I wurden bei 17123 Wahlberechtigten 14866 gültige Stimmen abgegeben. Davon erhielten Rechtsanwalt Hofmann-Hof in Bayern (Soz.) 5751, Fabrikant Arnold-Reustadt bei Koburg (Fortschr. Volksp.) 5627 und Amtsgerichtsrat Dr. Stoll-Koburg (Nat.) 3486 Stimmen. Zerstückelt waren zwei Stimmen. Es ist engere Wahl zwischen Hofmann und Arnold erforderlich, die am 17. d. M. stattfinden wird.

An den Zahlen, die mir vorgestern mitteilten, ist durch die endgültige Feststellung nichts Wesentliches geändert.

Beschaffungswahl: Landtagsession in Meiningen. Am Montag trat der Landtag in Meiningen zusammen, und zwar nicht im Landtagsgebäude. Die Abgeordneten waren nämlich an das Schloßportal geladen und ersucht worden, in Frack und Zylinder zu erscheinen. Die Herren wurden in das Schloß geführt, um das Besprechen des neuen Herzogs Bernhard entgegenzunehmen, daß er die Verfassung innehalten werde, und ihm dann zu huldigen. Unsere Genossen blieben diesem höflichen Akt fern. Daß sie sich nicht auf allerhöchstem Befehl in Frack und Angströhre geschmiffen haben, ist ja selbstverständlich. Aber sie hatten auch deshalb allen Anlaß, der Feier fernzubleiben, weil sie verfassungswidrig war. Artikel 107 des Grundgesetzes schreibt vor, daß die Stände im Landtag und nicht im Schloß zusammentreten müssen, um das Gelöbnis des Herzogs entgegenzunehmen. Bei der höflichen Veranstaltung nahmen infolge des Fernbleibens unserer Genossen nur 15 Abgeordnete teil, obwohl nach der Verfassung 16 anwesend sein mußten. Schon infolge dieser Tatsache war der Akt ungültig. Unsere Genossen werden im Landtag die Gültigkeit der von der Verfassung vorgeschriebenen Aktion bestreiten. Einstweilen ist die sogenannte „Session“ des Landtags, die nur in der Huldigung und Entgegennahme des Verfassungsvorsprechens bestand, geschlossen.

Frankreich

Die Mißstände bei den Militärleistungen. Ueber die Sitzung des Senats vom Mittwoch berichtet das W. L. B.:

Im Laufe der Debatte erklärte der Kriegsminister Messimy, daß ihm daran liege, dem Senat die nötigen Angaben zu machen, und daß er keinen Fehler beschönigen wolle, woher er auch komme. Er erkenne an, daß man in der Vergangenheit alles Notwendige getan habe; da habe aber keine Milliardenvergeudung stattgefunden, wie behauptet werde. Frankreichs Ausgaben bezifferten sich nicht nach Milliarden. Von 1900 bis 1909 habe man viel weniger ausgegeben, als Deutschland. 1915 werde man in Frankreich 3020 Kanonen haben gegen 3370, die Deutschland gegenwärtig besitze. Munition sei in genügender Menge vorhanden. Frankreich besitze sich nicht Deutschland gegenüber in einem Zustande der Unterlegenheit. Das französische 75 Millimeter-Material sei dem deutschen überlegen. Frankreich habe für die Vermehrung der Munition bedeutende Summen ausgegeben. Der Bestand dürfe sich Ende nächsten Jahres gegenüber Ende 1908 verdreifacht haben. Für die schwere Artillerie würden gegenwärtig erhebliche Anstrengungen gemacht. 105 Millimeter-Kanonen von 12 Kilometer Tragweite seien im Bau. Versuche für die Herstellung einer neuen Granate würden Ende dieses Monats stattfinden. Frankreich würde nächsten 120 Millimeter-Kanonen von 13 Kilometer Tragweite haben. Der Minister verwies darauf, daß die Kredite für die schwere Artillerie bedeutend erhöht würden, und beträchtliche Verbesserungen erreicht seien. — Messimy fuhr fort: Für die Ausrüstung der Genietruppen gaben wir in den Jahren 1900 bis 1911 100 Millionen gegenüber 400 Millionen aus, die Deutschland dafür ausgab. Deutschland hat vor Frankreich einen gewaltigen Vorsprung, aber seit 1912 hat Frankreich die Ausgaben hierfür erhöht. Was die Telegraphie anbetrifft, so werden alle Forts untereinander verbunden sein. Die funktentelegraphischen Stationen des Ostens werden mit neuen starken Apparaten ausgerüstet werden. Die Feldtelegraphie wird sehr verbessert. Von den Forts im Gebiete der oberen Maas ist eine Anzahl in den Jahren 1878 bis 1880 errichtet, wobei man nur an einen Defensivkrieg dachte. Aber diese Werke haben jetzt nur noch Wert als Stützpunkte in der Schlacht. Neues Brückenmaterial wird in diesem Jahre beschafft. Was die Fußbekleidung betrifft, soll jeder Mann zwei Paar festmarckmäßige Stiefel vorläufig haben, aber in das Budget von 1915 werden sechs Millionen eingesetzt für die Beschaffung von Fußbekleidung für die dienstfreien Stunden. Die geforderten Kredite für die Exerzierplätze wurden auf Verlangen des Finanzministers beschränkt. Nichtsdestoweniger wird das im Jahre 1911 aufgestellte Programm im Jahre 1918 durchgeführt. Das gegenwärtige Programm wird Frankreich zahlreiche Verbesserungen auf den Gebieten der Feld- und Festungsartillerie, der Küstendefensivartillerie und der Fußbekleidung bringen. Wir haben andererseits den Vorsprung vor unserem Nachbarn noch nicht eingeholt, aber wir tun alles, was menschenmöglich ist, um die Fehler wieder gut zu machen, welche

in unserem Lande begangen wurden, das sich in dem Traum eines allgemeinen Weltfriedens wiegte und nach den Freilassen von Agadir erwachte. Nach 1911 wurden große Kraftanstrengungen unternommen. Ich bitte den Senat, die verlangten Kredite zu bewilligen, welche ein Beweis für das Erwachen der Nation und für ihren Willen sind, die Verteilung des Landes zu gewährleisten. (Allgemeiner Beifall.)

Clemenceau verlangte darauf, daß der Heeresauschuß während der Ferien eine Untersuchung über die vorgebrachten Tatsachen veranstalte und dem Senat über das Ergebnis Bericht erstatte. Viviani erklärte, wenn wir auch zogenmäßig das notwendige Material noch nicht haben, wird dasselbe doch augenblicklich beschafft werden. Man darf nicht eine ungerechtfertigte Demütigung heranzuziehen. Frankreich unternahm seit 44 Jahren eine bewundernswürdige Kraftanstrengung und es ist fähig, sich seiner Geschichte würdig zu zeigen und dem Geschick die Stirn zu bieten. Der Senat nahm hierauf den bereits gemeldeten Beschluß an, nach dem der Heeresauschuß beauftragt wird, beim Wiederzusammentritt des Senats über den Zustand des Kriegsmaterials zu berichten. Sodann nahm der Senat den Gesetzentwurf über die einmaligen militärischen Ausgaben an. Morgen hält der Senat eine Sitzung zur Erörterung des Budgets ab.

England

Die Zusatzvorlage zur Homerulebill. Von der Dienstag-Verhandlung des Oberhauses liegt folgende Meldung vor:

Im Laufe der Beratung brachte Lord Dunraven einen Antrag ein, welcher vorlehrt, daß vor dem Inkrafttreten der Homerulebill eine Kommission zur Prüfung der Frage des Bundesverhältnisses eingesetzt werden solle. Earl Beauchamp erklärte im Namen der Regierung, die gegen die Einsetzung einer solchen Kommission sei, daß die Regierung den Weg zu einer Konferenz oder Verständigung nicht sperren wolle und wenn der allgemeine Wunsch nach einer Konferenz von allen Seiten ausgesprochen werde, werde die Regierung alles tun, um das Zustandekommen zu erleichtern. Lord Lansdown begrüßte diese Mitteilung, weil er glaubte, daß in dieser Richtung allein eine dauernde Regelung des irischen Problems zu finden sein werde und erklärte, daß zwischen der Annahme der Homerulebill und der Abänderungsbill sowie dem Zeitpunkt des Inkrafttretens Zeit sein werde zu einem Meinungsaustausch und einer Prüfung.

Danziger Nachrichten

Gegen den Geburtenrückgang

richtete sich eine Arbeit von Geheimrat Professor Dr. Manot, die in der Medizinischen Reform zur Veröffentlichung gelangt. Als einzig richtiges Mittel zur Behebung des Geburtenrückganges nennt Professor Manot die Reform des Hebammenwesens, die unentgeltliche Ausheilung der Geschlechtskranken, Schwangerenheime, Wöchnerinnenheime, Kinderergärten, Krippen, usw. Was hierdurch erreicht werden kann, ist nach den Berechnungen Professor Manots folgendes: 150 000 erparter Säuglingstodesfälle, 18 000 erparter Todesfälle unehelicher Säuglinge, 37 400 erparter Todesfälle im Spiel- und Schulalter, mehrere 10 000 Kinder mehr durch Besserung der Wohnungsverhältnisse, 10 000 Kinder mehr durch Befeldung der 4 800 000 Hektar Moor- und Weidland, 20 bis 30 000 Geburten jährlich mehr durch Aufhebung des Zölibats von Beamten, Fruchtbarmachung von mindestens 1,8 der unfruchtbaren Ehen durch radikale Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Wandlung von etwa 3 Millionen tränklicher und schwächlicher Kinder in leidlich gesunde. Daß jene Wöchnerinnenheime, die Ferienkolonien, die Kindervollstücken, die Krippen, die Wohnungsreform und wie die Vorschläge alle heißen, solche ausgezeichnete Wirkungen haben würden, davon sind wir überzeugt und deshalb treten wir auch mit Entschiedenheit für diese unsere Forderungen ein. Aber unser kapitalistischer Staat und unsere Dreiklassenkommunen besitzen kein Verständnis für solche weittragende Reformen. Alles Heil hat die Wissenschaft nur zu erwarten von der Sozialdemokratie.

Ratsschlüsse zur Pflege der Kinder im ersten Lebensjahre.

Als erster Grundsatz gilt: Ordnung und Regelmäßigkeit.

Wärme. Haltet eure Säuglinge warm, aber nicht zu warm, daß sie schwitzen! Sonst bekommen sie Hikausschläge und erkälten sich leicht beim Umlegen. Fackelt und wickelt die Kinder nicht zu fest ein! Sie müssen sich ordentlich strecken und bewegen können, damit die kleinen Glieder gerade und frei wachsen. Lebensschwache und zu früh geborene Kinder müssen besonders warm gehalten werden; das bestimmt aber der Arzt.

Sommerhitze kann Flaschenkindern sehr gefährlich werden. Um solcher Gefahr zu begegnen, legt ihr das Kind in das kühlste Zimmer der Wohnung, das ihr nach der Schattenseite gut gelüftet und dessen Fußboden und Fenster ihr öfter mit Wasser besprengt, oder ihr bringt das Kind auf ein schattiges Plätzchen im Freien. Zugluft ist im Sommer weniger gefährlich als übergroße Hitze. Laßt das Kind an heißen Tagen auch in leichtester Bekleidung liegen; badet oder wascht es öfter mit kühlem Wasser. Dürftet das Kind, so reicht ihm nicht Nahrung, sondern kühlen Tee.

Reinlichkeit. Haltet eure Säuglinge sauber, badet sie täglich in warmem Wasser von 28 Grad Reaumur (35 Grad Celsius). Wascht zuerst das Gesicht mit kaltem Wasser, laßt das Mundauswaschen überhaupt, denn es ist unnötig und kann gefährliche Mundentzündungen hervorrufen. Laßt das Kind nicht in nassen oder beschmutzten Windeln liegen. Wascht es nach jedem Stuhlgange mit lauwarmem Wasser, trocknet gut ab und streut etwas Federweiß oder Zinkpulver aus der Büchse zwischen die Schenkel. Wechsel und wascht (Austochen) die Wäsche der Kinder so oft als möglich, laßt sie aber vor Wiederverwendung gut austrocknen.

Wascht euch selbst gründlich die Hände, bevor ihr dem Kinde Nahrung gebt, die Nabelbinde wechselt, schüßt das Kind vor Fliegen (Beißfliegen!) und Ungeziefer, da diese den Schlaf stören und Krankheiten übertragen können.

Luft und Licht. Sorgt für Luft und Licht. Laßt viel frische Luft in das Zimmer, in dem das Kind ist. Macht jeden Tag, auch im Winter, öfters die Fenster auf, damit aller Dunst und alle Feuchtigkeit hinausziehen. Fahrt das Kind fleißig ins Freie, außer bei kaltem Wind oder Nebel.

Ruhe. Haltet eure Kinder ruhig, besonders in den ersten Monaten! Verwöhnt sie nicht durch zu vieles Herumtragen; ihr macht euch damit nur das Leben schwer. Laßt sie nicht sitzen, bevor sie sich nicht selbst aufzurichten beginnen, sonst wird der Rücken trumm. Regt sie nicht auf durch geräuschvolles Spielzeug. Gebt ihnen nichts in die Hände, wovon die Farbe abgeht oder was sie verschlucken, womit sie sich verletzen könnten.

Zum deutschen Wehrbeitrag.

In kurzer Zeit wird der deutsche Schatzsekretär im Besitz der Wehrbeitragsmilliarde sein. Da dürfte es interessieren, zu erfahren, wie umfangreich dieser Betrag in verschiedenen Geldorten ist. Eine Milliarde in Fünfmarkstücken aufeinandergelegt, jede Lage zu 80 000 Mark gerechnet, würde eine Säule von 31,25 Meter Höhe ergeben, deren Grundfläche 4,7 x 4,6 Meter mißt. Eine Milliarde in Zwanzigmarkstücken aufeinandergelegt (jede Lage 120 000 Mark), eine Säule von 10,8 Meter Höhe, deren Grundfläche 1,84 x 1,58 Meter beträgt. Nach den Angaben der Reichsbank haben drei Beamte drei Stunden zu tun, wenn sie eine Million Mark aufzählen sollen. Um eine Milliarde in Zwanzigmarkstücken aufzuzählen, hätten diese drei Beamten demnach 3000 Stunden ununterbrochen zu tun. Wieviel Kulturaufgaben hätten mit dieser Riesensumme gelöst werden können!

Karow und die Wohnungsnot. In Schmeß tagten die westpreussischen Hausbesitzervereine. Neben anderen „Kangvollen“ Namen — Herr Baugewerksmeister Herzog aus Danzig war auch mit dabei — stand der des Landtagsabgeordneten und „Bädermeisters“ Karow auf der Rednerliste. Herr Karow sprach über den Wohnungsnot der preussischen Regierung. Dabei gab der Danziger Scharfmacher das Bestehen der Wohnungsnot zu. Die Hausbesitzer wären aber nicht an die Schuld und es sei unrecht, ihnen Vorwürfe zu machen. Abhilfe könne nur der Staat schaffen. — Wir schätzen die Bedeutung des Staates bei der Lösung der Wohnungsfrage nicht gering ein. Solange wir jedoch die heutige Gesellschaftsform haben, ist die Gemeinde in allererster Reihe berufen, der Wohnungsnot auf den Leib zu rücken. Hier jedoch hindert das Hausbesitzerprivileg jede Befundung der Verhältnisse. Dessen Beseitigung hat Herr Karow nicht verlangt. Kein Wunder! Ist er doch selber einer der Nutznießer dieser veralteten Einrichtung. Karow und seinen Leuten die Lösung der Wohnungsfrage übertragen, hieße nichts weiter, als dem Fuchs die Schlüssel des Gänses zum Aufbewahrung geben.

In der Sitzung des Gewerkschaftsrates wurde die Zahl der Ausschußmitglieder auf fünf erhöht, deren Vorsitzender Genosse Reetz ist. Als Rassenführer fungiert wie bisher Genosse Zech. Der Jahresbericht lag getruzt vor. Er ergibt, daß der Mitgliederstand der angeschlossenen Verbände keine Fortschritte zu verzeichnen hatte. Doch ist die Zahl der geleisteten Beiträge um 500 gestiegen, ein Beweis, daß die Verhältnisse stabiler geworden sind. — Dem Kartellauschuß wurde aufgegeben, dahin zu wirken, daß für die Zahlung der Beiträge für Bibliothekszwecke feste Normen aufgestellt würden, auch solle die Auswahl der Bücher dem Bildungsausschuß übertragen werden. Die Abrechnung der Bibliothek solle mehr spezialisiert werden. — Dem Kartellauschuß wurde für die geleistete Arbeit die Anerkennung der Versammlung zuteil. In den Sitzungen des Kartells sollen mehr wie bisher Probleme wirtschaftlicher Natur erörtert werden, um dadurch Redner für die Gewerkschaften zu erziehen und auch etwaige Unklarheiten in der Auffassung der Gesetzgebung zu beseitigen. — Die Frage der Herabsetzung der Beiträge für das Sekretariat erfuhr eine ablehnende Behandlung, doch soll die Angelegenheit auf die Tagesordnung der nächsten Versammlung gesetzt werden. — Der Zusatz für die Vermastung der „Volksfürsorge“ bleibt in bisheriger Höhe bestehen. Ein Antrag auf erneute Erhebungen der Zahl der in den einzelnen Berufen tätigen Lehrlinge wurde, da er in der Volkswacht eingehend behandelt ist, abgelehnt.

Gesellenauswahl für das Baugewerbe. Am Sonntag den 19. Juli finden die Erwahlungen zum Gesellenauschuß statt. Zu wählen sind zwei Beisitzer und zwei Ersatzmänner. Die freien Gewerkschaften haben die bisherigen Mitglieder wieder aufgestellt. Es sind dieses Zimmerer Konrad Engelhardt und Maurer Eugen Koch als Beisitzer, Zimmerer Franz Tostki und Maurer Eduard Fischer als Ersatzmänner. Gewählt wird in der Zeit von vormittags 11½ bis nachmittags 1½ Uhr in der Zimmerer-Herberge, Schüsselndamm 42. Ein jeder, der sein Wahlrecht ausüben will, muß im Besitz einer Legitimation sein, die vom Arbeitgeber zu fordern ist. Der Gesellenauschuß setzte sich bisher aus Mitgliedern der freien Gewerkschaften zusammen. Soll die Vertretung weiter in den Händen der freien Gewerkschaften bleiben, so muß jeder Maurer und Zimmerer am Sonntag zur Wahl gehen und den oben benannten Kandidaten die Stimme geben.

Aus aller Welt

— Unglücksfahrt eines italienischen Militärflüchtlings. Aus Udine wird dem „Corriere della Sera“ gemeldet: Das Militärflüchtlingsfluggeschiff „B 5“ flog am Montag von Verona nach Udine, wo es um 11 Uhr 25 Minuten ankam. Es war mit zwei Offizieren und einem Mechaniker bemannt. Nach der Landung stiegen die Offiziere aus und drei Kavalleristen bestiegen die Gondel, um das Gewicht auszugleichen. Soldaten hielten das Luftschiff an den Anfertauern. Plötzlich riß ein heftiger Windstoß das Luftschiff los. Ein Soldat blieb an den Seilen hängen. Nach einigen Minuten stürzte er aus 150 Meter Höhe herab, er brach die Wirbelsäule und war sofort tot. Das Luftschiff trieb im Wind ohne Motor. Nach einer Stunde gelang es dem Mechaniker, zu landen.

Als er die Gondel verließ, brach er ohnmächtig zusammen. Bei der zweiten Landung traf der Anker einen Offizier in den Rücken und brach ihm drei Rippen.

— 7500 Meter hoch. Der Chefpilot der Deutschen Flugzeugwerke in Leipzig-Vindenthal, Deterich, unternahm Dienstag früh einen Angriff auf den Höhenweltrekord und erreichte hierbei eine Höhe von 7500 Metern. Deterich stieg gegen 3 Uhr auf einem D.F.W.-Militärdoppeldecker mit 1000erbigem Mercedes-Motor auf und erreichte nach ungefähr zweistündigem Fluge die Höhe von 7500 Metern. Beide Barographen zeigten übereinstimmend 7500 Meter, doch wurden die Höhenmesser zur nochmaligen genauen Nachmessung an das physikalische Institut der Universität Leipzig eingeliefert. Deterich hat mit dieser Leistung den erst in der vorigen Woche von dem deutschen Kumpfer-Flieger Blinnegol auf dem Johannisthater Flugplatz aufgestellten Weltrekord von 6600 Metern fast um 1000 Meter überboten. Die Luft selbst trug sehr gut, und so gelang es Deterich, in der Zeit von zwei Stunden die Höhe von 7500 Metern zu erreichen. Von 4000 Metern Höhe ab atmete der Flieger Sauerstoff ein, wodurch es ihm möglich war, als erster Mensch mit der Flugmaschine den höchsten Kilometer in der Höhe zu überschreiten. Trotzdem der Motor tadellos funktionierte, gab Deterich in 7500 Metern Höhe Treibstoff und ging im Gleitfluge nieder. Durch die Unfähigkeit der Luft gelang es dem Flieger nicht, das Flugzeug zu erreichen, und er landete deshalb in der Umgebung von Leipzig bei Lützen.

— Ein blutiges Eiferuchtsdrama spielte sich Montag nachmittag gegen 3 Uhr in der Gartenstraße 20 zu Rowawes ab. Dort wohnte die 18jährige Arbeiterin Minna Meier; sie verkehrte mit dem 23 Jahre alten Kanonier Albert Schwagerel von der 5. Batterie des 4. Garde-Fußartillerie-Regiments zu Potsdam. Der Zufall wollte es nun, daß Schwagerel am Sonntag auf dem Schützenplatz seine Braut

mit einem anderen Manne traf. Das erregte seine Eifersucht. Gestern nachmittag begab er sich in die Wohnung seiner Braut und machte ihr heftige Vorwürfe. Während des Wortwechsels zog Schwagerel plötzlich einen Revolver und gab auf seine Braut zwei Schüsse ab, die sofort tödlich wirkten. Darauf jagte er sich selbst eine Kugel in den Mund und stürzte. Unterwegs schoß er sich eine weitere Kugel in die Schläfe und brach zusammen. Er wurde schwerverletzt und in fast hoffnungslosem Zustande in das Oberlin-Kreis-Krankenhaus gebracht.

— Zusammenstoß zweier Flugzeuge. Aus Schwerin wird uns gemeldet: Auf dem Flugplatz Gories stießen Dienstag zwei startende Flugzeuge zusammen. Das Flugzeug des Fluglehrers Geigant versuchte die Maschine des kurz zuvor gestarteten Leutnants von der Lühe zu überfliegen, wobei die Apparate zusammenstießen. Geigant erlitt eine schwere Gehirnerschütterung, Lühe ernste innere Verletzungen.

— Aus der besten der Weiten. Der 44 Jahre alte Zigarrenmacher Ernst Scholz, Kösliner Straße 15 in Berlin verübte Selbstmord, indem er sich aus einem Fenster seiner Wohnung stürzte. Er war lange Zeit hindurch arbeitslos und mußte infolgedessen in den letzten Tagen bittere Not leiden. Aus Verzweiflung stürzte er sich aus seiner im vierten Stockwerk gelegenen Behausung auf die Straße hinab und blieb mit zerhackten Gliedern und schweren inneren Verletzungen liegen. Sterbend wurde der Lebensmilde ins Birchow-Krankenhaus eingeliefert. — Weil er seine Kündigung erhalten hatte, beging der 30 Jahre alte Expedient Fritz Wollke aus der Kaperniusstraße Selbstmord. W. war bei einer Brauerei beschäftigt.

— Mit Mann und Maus verfunken. Im Tanford an der Westküste Norwegens ist das Petersburger Handelschiff Jann Rogoslow mit dem Besizer des Schiffes, seiner Frau und der ganzen Mannschaft untergegangen.

— Ingetod. Auf dem Militärflugplatz in Opatowitz stürzten der Stabskapitän Jessipow und sein Mechaniker ab. Beide waren sofort tot.

— Das rasende Auto. An der Ecke der Eisenacher Straße in Berlin bog ein Kraftwagen gestern nachmittag plötzlich scharf nach einer Seite der Straße. Das Auto fauchte infolge der jählichen Gangart über die Bordschwelle hinweg und prallte mit voller Wucht gegen eine große Linde und eine von mehreren Personen besetzte Bank. Die Bank wurde umgerissen und fünf Personen wurden verletzt. Nach übereinstimmenden Bekundungen zahlreicher Augenzeugen ist der Unfall auf das übermäßig schnelle Fahren des Chauffeurs zurückzuführen.

— Hoffnungstote Flucht. Der 24 jährige Aushilfsarbeiter der Kölner Reichsbank-Nebenstelle Köln-Nippes betrug die Barnener Reichsbank-Nebenstelle mit Hilfe eines Gutscheinformulares, auf dem er den Namen des Direktors fälschte, um 45 000 Mk. Der junge Mann schiffte sich mit dem Imperator nach Amerika ein. Durch Kontenspruch wurde dafür gesorgt, daß er in Neuyork festgenommen wird.

— Lebenslänglich Zuchthaus. Das Schwurgericht in Freiburg (Breisgau) verurteilte nach zweitägiger Verhandlung den 37 jährigen Metzger Grether aus Badenweiler, der in der Nacht vom Ostermontag zum Osterdienstag die 77 jährige Rentnerin Sutter in ihrer Villa ermordete und beraubte, zu lebenslänglichem Zuchthaus und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte.

Hierzu 1 Beilage.

Verantwortlich für die Rubriken „Danziger Nachrichten“ und „Aus Westpreußen“ Anton Koelen-Danzig, für den übrigen Inhalt des Blattes Hans Mittwoch-Königsberg i. Pr., für Inserate Franz Unterhalt-Danzig, Verlag Volkswacht S. Gehl u. Co.-Danzig, Druck Königsberger Volkszeitung, G. m. b. H., Königsberg i. Pr.

Möbel
reell, billig und gut
kauft man nur bei
Fingerhut
Danzig, Milchkanngasse 16
Ein Versuch überzeugt!

Stärken Sie sich
in rechter Weise. Denken Sie an Ihre Gesundheit. Trinken Sie nach der Arbeit, nach jedem Spiel oder Sport entweder
Gräfensteiner Sauerbrunnen
oder
Gräfensteiner mit Zitrone
Es sind Qualitätsmarken, die von dem Feinschmecker bevorzugt werden.
Größter Versand des Ostens.
Generalvertrieb Adolf Walde, Danzig, Milchkanngasse 32. — Telephon 2870.

Ein Hochgenuss für jeden Raucher sind meine Hausmarken 17 u. 18. à Stück 7 Pfennig
J. NOTZEL, Paradiesgasse 32, neben der Volkswacht.

Wintergarten
Am Olivaertor Nr. 10.
Heute vollständig neues Programm.
Dagmar Hansen
die Barfußtänzerin.
Hierzu:
die phänomenalen Weltstadt-Attraktionen.
Anfang: Täglich 8 1/2, Sonntag 7 Uhr abends.

Uhren
mit 3 jähriger schriftl. Garantie
Silberne Herrenuhren . . . von Mt. 7,50
Silberne Damenuhren . . . von . 7,50
Goldene Damenuhren . . . von . 14,50
Fleider . . . von . 1,75
Reparaturpreise:
Eine Uhr reinigen Mt. 1, eine Feder Mt. 1, ein Glas 15, Zehner 20, Rappfel 20 Pf.
S. Lewy Nigr.
Uhrmacher, nur Breitgasse 28.

Ein prächtiges Buch
für alle
Freunde des Sports!
Geb. M. 1.40 Geb. M. 2.25
Der Sport
der Mensch und der Sportsman
von A. Sendrich
Reich illustriert
Zu beziehen durch die Buchhandlung
Volkswacht, Paradiesgasse 32.

Du und dein Kind
Von Otto Rähle
Heft 1: Das fragende Kind
Heft 2: Das erwerbstätige Kind
Heft 3: Das eigensinnige Kind
Heft 4: Das lügenhafte Kind
Heft 5: Das aufschisslose Kind
Heft 6: Das spielende Kind
Jedes Heft 15 Pf.
Heft 1 und 2 sind
soeben erschienen
und zu beziehen durch
Buchhandl. Volkswacht
DANZIG, Paradiesgasse 32.

Für
Naturfreunde
Sonntage eines Großstädtlers
in der Natur
Von Kurt Großewitz
Mit einem Vorwort von Wilhelm Bölsche
sowie einem Porträt des Verfassers
Vierte Auflage
Ein treuer Begleiter bei den sonntäglichen Wanderungen: Von der Presse lobend besprochen
Preis gut gebunden 1 Mk.
Zu beziehen durch die
Buchhandlung Volkswacht
Paradiesgasse 32.

Preußischer Kommis
Soldatengeschichten von August Winnig
Jahrgang:
Zwei Beschwerden — Der Kaiserpreis —
Guten Morgen, Herr Hauptmann — Der
Pfingsturlaub — Jenseits der Menschlichkeit
— Auf Festung — Das Reservatbild —
Grenadier Gimm — Finale
Preis gut gebunden 2,— Mark
Die Lektüre des Buches ist den Soldaten verboten.
Neuerdings ist die Redaktion eines Horreißblattes
wegen Abdruck des Jahrs bestrebt worden.
Es gibt keinen besseren Beweis für die Güte
des Buches.
Danziger Volkswacht, Paradiesgasse 32

Schweinefleisch
zu soliden Preisen,
außerdem (766)
Schüringer Blut-
u. Landleberwurst
Schlachthausware
Fleisch-Zentrale
Tischberggasse 41-42.

Wegen Todesfall
Total-Ausverkauf
von Leder- und Schuhwaren.
Herren-Stiefel,
Größe 44-47 von 4.50 an
Damen-Lasting-Schnür-
stiefel 3.80 (688)
Kinder-Rossleder-Halbschuhe,
sehr stark, Gr. 22-35, noch alle
Größ. am Lager, v. 98.5 an.
E. & B. Schlachter.
Heilige Geistgasse 141, Glöckentor.

Fahrräder
von 45 M an, Mäntel von 2.50 M,
Schläuche von 2.00 M an, sämtl.
Ersatzteile u. Reparatur, Grammophone
sowie Sprechapparate von
18 M an, Schallplatten von 1 M an,
Sätze v. 25 S an, Gasbeleuchtungs-
artikel, Start- und Schwachstrom-
artikel sowie deren Anlagen.

Abholstellen
der Volkswacht:
Expedition, Paradiesgasse 32,
Eugen Sellin, Schiffeldamm 56,
Friseur Dittmer, Johannesgasse 37,
Süßerei Kobiella, Fleischergasse 81.

Gerh. Brand
Mechaniker Danzig-Schidits,
795) Karthäuserstraße 43.
Für Dachdecker!
Nessel
75 cm breit
pro Meter 37 1/2 Pf.
Julius Schimankowski
Fischmarkt 24/25. 1952

Langfuhr:
Ww. Stierner, Eichenweg 14,
K. Knauer, Posadowstschyweg 83,
Kaufmann Sielaff, Neuschottland 7
Kaufmann W. Zöllner, Luisenstr. 1.
Buchhandl. Volkswacht.
Paradiesgasse 32.

Außergewöhnliches Angebot
Mensch der Urzeit . . . früher 2.00 Mk., jetzt 0,60 Mk.
50 Meister-Novellen,
reich illustriert . . . 2,00 . . . 0,60
Menschenschicksale . . . 2,00 . . . 0,60
Im Sumpf der Grossstadt . . . 2,00 . . . 0,50
Fremdenlegionär . . . 1,50 . . . 0,50
Fahrt um die Erde . . . 4,00 . . . 0,50
Neueste Witzbücher . . . 1,00 . . . 0,25
Durch außerordentlich günstigen Einkauf sind wir in der Lage
zu obigen Preisen die Bücher abgeben zu können, jedoch nur so lange
der Vorrat reicht
Buchhandlung Volkswacht
Paradiesgasse 32